Die
Kirche Notre-Dame
zu Paris.

Historisch-romantische Erzählung

von

Victor Hugo.

Nach

der vierten französischen Original-Ausgabe übersetzt

von

Theodor Weis.

Dritter Band.

Quedlinburg und Leipzig.

Druck und Verlag von Gottfr. Basse.

1831.

Achtes Buch.

I.

Fieber.

Claude Frollo war nicht mehr in der Kirche Notre-Dame, als sein Adoptivsohn so plötzlich den verhängnißvollen Knoten durchhieb, in welchem der Archidiaconus die Zigeunerin und sich selbst gefangen hatte. In die Sacristei zurückgekommen, hatte er Meßgewand und Stola sich vom Leibe gerissen und in die Hände des erstaunten Pedells geworfen, war durch die geheime Pforte des Klosters entflohen, und hatte einem Kahnführer vom Terrain befohlen, ihn auf das linke Ufer der Seine überzusetzen. Hier hatte er sich in die bergigen Straßen der Universität verloren; bei jedem Schritte begegnete er Haufen von Männern und Weibern, welche sich in heiterer Stimmung nach der St. Michels-Brücke zudrängten, in der Hoffnung, noch zu rechter Zeit zu kommen, um die Hexe hängen zu sehen. Bleich, ohne Besinnung, ganz verwirrt und geblendet, glich er einem Nachtvogel, welchen ein Trupp Kinder am hellen Tage

aufgestört hat und verfolgt. Er wußte nicht, wo er war, was er dachte, ob er wachte oder träumte. Er ging, er lief aufs Gerathewohl durch die Straßen, immer vorwärts getrieben durch den Gedanken an den Greve-Platz, dessen Toben er immer hinter sich zu vernehmen glaubte.

So ging er über den ganzen Genoveven-Berg hinüber, und kam endlich aus der Stadt hinaus durch das St. Victor-Thor. Er floh in Einem fort, so lange er, wenn er sich umdrehte, die Thürme der Mauer um die Universität und die spärlichen Häuser der Vorstadt sehen konnte; aber als endlich eine Erhöhung des Erdreichs ihm dieses verhaßte Paris seinen Augen ganz entzog, als er sich hundert Meilen davon entfernt träumen konnte, blieb er stehen und schien wieder zu sich selbst zu kommen.

Da jagten sich schreckliche Gedanken in seinem Geiste. Er sah wieder hell in seine Seele und ihn schauderte. Er dachte an jenes unglückliche Mädchen, welches ihn, und das er ins Verderben gestürzt hatte. Er warf einen verstörten Blick auf den doppelten Weg, welchen das Verhängniß ihre beiderseitigen Schicksale hatte verfolgen lassen, bis zu dem Durchschnittspunkte, wo dasselbe sie aneinander zerschmettert hatte. Er dachte an die Thorheit ewiger Gelübde, an

die Nichtigkeit der Keuschheit, der Wissenschaft, der Religion, der Tugend, an die Nutzlosigkeit des Glaubens an Gott. Er versenkte sich ganz in diese schrecklichen Gedanken, und je mehr er dies that, desto mehr fühlte er in seinem Innern ein Satans-Gelächter ausbrechen.

Und indem er so seine Seele durchforschte und den weiten Spielraum erblickte, welchen die Natur darin den Leidenschaften vorbereitet hatte, lachte er noch bitterer. Er rührte vom Grunde seines Herzens seinen ganzen Haß, seine ganze Bösartigkeit auf; und er erkannte mit dem kaltblütigen Blicke eines Arztes, welcher einen Kranken untersucht, daß dieser Haß, diese Bösartigkeit nur verdorbene Liebe war; daß die Liebe, diese Quelle aller Tugenden im Menschen, in dem Herzen eines Priesters sich in schreckliche Dinge verwandelt, und daß ein Mann, der gebaut ist wie er, indem er Priester wird, einen Teufel aus sich macht. Darauf lachte er schrecklich, und plötzlich wurde er wieder blaß, indem er die düsterste Seite seiner verhängnißvollen Leidenschaft, dieser ätzenden, giftigen, gehässigen, unversöhnlichen Liebe betrachtete, welche die Eine zum Galgen, den Andern zur Hölle geführt hatte.

Und dann lachte er wieder, wenn er daran dachte, daß Phöbus noch am Leben, daß er

munter und vergnügt war, daß er eine schönere Uniform trug als je, und seine neue Geliebte hinführte, die alte hängen zu sehen. Sein Gelächter verdoppelte sich, als er bedachte, daß von allen lebenden Wesen, deren Tod er bezweckt hatte, die Zigeunerin die einzige war, die er nicht verfehlt hatte.

Dann gingen seine Gedanken vom Capitain auf das Volk über, und es ergriff ihn eine Eifersucht von unerhörter Art. Er dachte daran, daß das ganze Volk das Frauenzimmer, welches er liebte, im Hemde und halbnackt vor Augen hatte. Er rang die Hände, indem er bedachte, daß dieses Frauenzimmer, deren Schönheit von ihm allein gesehen, für ihn das höchste Glück gewesen wäre, am hellen Tage einem ganzen Volke in einem Aufzuge, der für eine Nacht der Wollust gepaßt hätte, überlassen war. Er weinte vor Wuth über alle diese entweihten, besudelten und für immer geschändeten Mysterien der Liebe. Er weinte vor Wuth, wenn er sich daran erinnerte, daß dieses schöne Mädchen, diese jungfräuliche Lilie, dieser Becher der Schamhaftigkeit und der Wonne, denen er seine Lippen nur zitternd genähert hatte, in ein öffentliches Geschirr verwandelt war, woraus der niedrigste Pöbel von Paris, die Diebe, die Bettler und anderes Gesindel ein

schamloses, unkeusches und entweihtes Vergnügen genössen.

Und wenn er es versuchte, sich eine Vorstellung zu machen von dem Glücke, welches er hätte auf der Erde finden können, wenn sie nicht Zigeunerin, wenn er nicht Priester gewesen wäre, wenn es keinen Phöbus gegeben und sie ihn geliebt hätte; wenn er sich dachte, daß ein Leben des heitersten Liebesglückes auch für ihn möglich gewesen wäre; daß es in demselben Augenblicke hier und da auf der Erde glückliche Paare gäbe, die unter den Orangenbäumen, oder am Ufer eines Baches, im Angesicht der untergehenden Sonne oder einer sternhellen Nacht mit einander zärtlich kos'ten; und daß, wenn es Gottes Wille gewesen wäre, auch er mit ihr ein solches gesegnetes Paar hätte bilden können, — versenkte sich sein Herz in Zärtlichkeit und Verzweiflung. Ach! sie! sie ist's! dieses war die fixe Idee, welche unaufhörlich zurückkehrte, welche ihn marterte, ihm das Gehirn verwirrte und das Herz zerriß. Er bedauerte, bereuete nichts; alles, was er gethan hatte, war er bereit, noch einmal zu vollbringen; er wollte sie lieber in den Händen des Henkers als in den Armen des Capitains sehen. Aber er litt, er litt in einem solchen Grade, daß er mitunter sich die Haare

mit den Händen ausraufte, um zu sehen, ob sie nicht greis würden.

Mitunter fiel es ihm ein, daß dies vielleicht die Minute wäre, wo die scheußliche Kette, welche er am Morgen gesehen hatte, ihren eisernen Knoten um diesen so zarten und zierlichen Hals schürzte. Dieser Gedanke trieb ihm den Angstschweiß aus allen Poren.

Dann kam ein Augenblick, wo er, teuflisch in sich hineinlachend, sich auf einmal die Esmeralda vergegenwärtigte, wie er sie am ersten Tage gesehen hatte, lebhaft, sorglos, heiter, geschmückt, tanzend und singend, und die Esmeralda des letzten Tages, im Hemde, den Strick um den Hals, mit ihren nackten Füßen die Stufen zum Galgen hinaufsteigend; er vergegenwärtigte sich dieses doppelte Gemälde dergestalt, daß er ein Schreckensgeschrei ausstieß.

Während dieser Sturm der Verzweiflung Alles in seiner Seele durch einander warf, beugte, zerknickte und entwurzelte, blickte er in die Natur rings um sich her. Zu seinen Füßen durchsuchten einige Hühner das Gebüsch und pickten die in der Sonne laufenden Goldkäfer auf; über seinem Haupte flohen einige apfelgraue Wolkengruppen am blauen Himmel hin; am Horizonte ragte die Thurmspitze der Abtei St.

Victor über die Krümmung des Hügels mit ihrem Schiefer-Obelisk hervor, und der Windmüller vom Hügel Copeaux sah pfeifend den arbeitenden Flügeln seiner Windmühle zu. Dieses ganze, thätige, organische, ruhige, in tausend Gestalten rings um ihn hervortretende Leben that ihm wehe. Er fing wieder an zu fliehen.

So lief er quer durch die Felder bis zum Abend. Diese Flucht vor der Natur, vor dem Leben, vor sich selbst, vor den Menschen, vor Gott, vor Allem, dauerte den ganzen Tag fort. Mitunter warf er sich mit dem Gesicht auf die Erde und riß mit seinen Nägeln das junge Getreide aus. Bisweilen blieb er in einer verödeten Dorfstraße stehen, und seine Gedanken wurden so unerträglich, daß er seinen Kopf mit beiden Händen faßte und sich bestrebte, ihn aus seinen Schultern herauszureißen, um ihn auf dem Boden zu zerschmettern.

Um die Stunde, wo die Sonne unterging, untersuchte er sich von Neuem und fand, daß er beinahe wahnsinnig war. Der Sturm, welcher in seinem Innern seit dem Augenblicke, wo er die Hoffnung und den Willen aufgegeben hatte, die Zigeunerin zu retten, in ihm gewüthet hatte, dieser Sturm hatte in seinem Bewußtsein nicht eine einzige gesunde Idee, nicht einen ein-

zigen richtigen Gedanken zurückgelassen. Seine Vernunft lag nach und nach vollkommen zerstört darnieder. Er hatte nur zwei klare Bilder vor seiner Seele, die Esmeralda und den Galgen. Alles Uebrige war finster. Diese beide mit einander verglichenen Bilder stellten ihm eine schreckliche Gruppe vor die Seele, und je mehr er die ihm noch übrige Aufmerksamkeit daran fesselte, desto mehr sah er sie zunehmen; die eine an Anmuth, Reiz, Schönheit, den andern an Schrecken; so daß endlich die Esmeralda ihm als ein Gestirn, der Galgen als ungeheurer, hagerer Arm erschien.

Merkwürdig war dabei, daß während dieses ganzen qualvollen Zustandes der ernste Gedanke zu sterben ihm fern blieb. So war sein Elend vollkommen. Er hing am Leben. Vielleicht sah er wirklich die Hölle im Hintergrunde. — Unterdessen neigte sich der Tag immer mehr zu Ende. Das lebende Wesen, welches in ihm noch existirte, dachte verwirrt an die Rückkehr. Er glaubte sich weit von Paris entfernt; aber indem er sich orientirte, bemerkte er, daß er nur um die Mauer der Universität herumgegangen war. Die Thurmspitze von St. Sulpice und die drei hohen Thürme von St. Germain-des-Prés traten zu seiner Rechten am Horizont

hervor. Er wandte sich nach dieser Seite. Als er das »Wer da?« der Soldaten des Abts rings um die mit Zinnen versehenen Wälle von Saint-Germain hörte, wandte er sich ab und schlug einen Pfad ein, welcher zwischen der Mühle, der Abtei und dem Hospitale des Fleckens hindurchführte, und nach Verlauf weniger Augenblicke befand er sich am Rain des Pré-aux-Clercs. Dieser Anger war berüchtigt wegen der Streitigkeiten, welche Tag und Nacht darauf vorfielen; er war eine Hyder für die armen Mönche von St. Germain: »Quod monachis sancti Germani pratensis hydra fuit, clericis nova semper dissideorum capita suscitantibus.« Der Archidiaconus fürchtete, dort Jemanden zu begegnen; er scheute jedes menschliche Antlitz; er war der Universität, dem Flecken St. Germain ausgewichen; er wollte erst so spät als möglich in die Straßen zurückkehren. Er ging längs des Pré-aux-Clercs hin, schlug den einsamen Pfad ein, welcher diesen Anger vom Dieu-Neuf trennte und kam endlich an das Ufer des Wassers. Hier fand Don Claude einen Fährmann, welcher ihn für einige Heller auf der Seine bis zur Spitze der Cité hinauffuhr und ihn auf der verödeten Erdzunge absetzte, wo der Leser schon Gringoire hat umherirren sehen und welche sich

jenseits der königlichen Gärten parallel mit der Insel des Vieh-Fährmanns erstreckte.

Das einförmige Schaukeln des Fahrzeugs und das Rauschen des Wassers hatten gewissermaßen den unglücklichen Claude betäubt. Als der Fährmann sich entfernt hatte, blieb er am Ufer stehen, sah vor sich hin und nahm die Gegenstände nur noch durch vergrößernde Oscillationen wahr, welche aus Allem für ihn eine Art von Fantasmagorie machten. Nicht selten bringt die Ermüdung, welche ein gewaltiger Schmerz nach sich zieht, diese Wirkung auf den menschlichen Geist hervor.

Die Sonne war hinter dem hohen Thurm von Nesle untergegangen. Die Abenddämmerung war eingetreten. Der Himmel war weiß und ebenfalls das Wasser des Stroms. Zwischen diesen beiden weißen Flächen trat das linke Seineufer, auf welches er seinen Blick geheftet hatte, mit seiner düstern Masse hervor, und durch die Perspective immer schmäler werdend, streckte es sich in die Nebel des Horizonts wie ein schwarzer Thurm in die Höhe. Dieses Ufer war voll von Häusern, von welchen man nichts unterschied, als den dunkeln Schattenriß, dessen Dunkel durch den hellen Hintergrund des Wassers und des Himmels noch mehr gehoben wurde.

Hier und da fingen an Lichter zu funkeln, wie die Löcher in einer Schmiedeesse. Dieser ungeheure schwarze Obelisk, welcher zwischen den beiden weißen Flächen des Wassers und des Himmels isolirt war, machte auf Don Claude einen sonderbaren Eindruck, dem zu vergleichen, welchen ein Mensch empfinden würde, wenn er am Fuße des Straßburger Münsterthurmes auf dem Rücken liegend, die ungeheure Thurmspitze über seinem Haupte sich in dem Halbschatten der Dämmerung erheben sähe. Nur stand hier Claude aufrecht und der Obelisk lag am Boden; aber da der Strom den Schein des Himmels zurückwarf und den Abgrund zu seinen Füßen vergrößerte, so schien das ungeheure Vorgebirge sich eben so kühn in dem leeren Raume zu erheben als der Thurm einer Kathedrale. Dieser Eindruck hatte selbst das Seltsame, daß es wohl als der Thurm vom Straßburger Münster erschien, aber von einer Höhe von zwei Meilen, als etwas Unerhörtes, Gigantisches, Unermeßliches, als ein Gebäude, wie kein menschliches Auge es je gesehen hatte, als ein babylonischer Thurm. Die Schornsteine der Häuser, die Zinnen der Mauern, die Giebel der Dächer, der Augustiner- und Nesle-Thurm, alle diese Erhöhungen, welche aus dem Profil des ungeheu-

ren Obelisk hervortraten, trugen dazu bei, die Täuschung zu erhöhen. Claude glaubte in dem Zustande der Verblendung, worin er sich befand, mit seinen lebendigen Augen den Thurm der Hölle zu sehen. Die 1000 Lichter, welche über die ganze Höhe des furchtbaren Thurmes verbreitet waren, erschienen ihm als eben so viel Vorhallen der ungeheuren innern Glut; die Stimmen und der Lärm, welche daraus hervorkamen, als das Geschrei und Aechzen der Verdammten. Da fürchtete er sich; legte seine Hände auf seine Ohren, um nichts mehr zu hören, wandte den Rücken ab, um nichts mehr zu sehen und entfernte sich mit großen Schritten von der schrecklichen Erscheinung.

Aber diese Vision war in ihm selbst.

Als er in die Straßen zurückkehrte, kamen ihm die Vorübergehenden im Scheine der Budenlichter als rings um ihn hin und her wandelnde Gespenster vor. Er hatte ein seltsames Getöse vor den Ohren; sonderbare Gedankenbilder verwirrten seinen Geist. Er sah weder die Häuser, noch das Straßenpflaster, noch die Karren, noch Männer und Weiber; sondern ein Chaos von unbestimmten Gegenständen, die sich immer unter einander verwirrten. An der Ecke der Straße de la Barillerie war ein Gewürz-

krämerladen, dessen Wetterdach, nach altem Gebrauch, in seinem ganzen Umfange mit einem Rande von Blech beschlagen war, von welchem ein Kreis hölzerner Lichter herabhing, die, vom Winde bewegt, wie Castagnetten an einander schlugen. Er glaubte einige Skelette von Montfaucon zusammenschlagen zu hören.

»Ach!« murmelte er, »der Nachtwind treibt sie gegen einander und vermischt das Geklirre ihrer Ketten mit dem Geklapper ihrer Knochen! Sie ist vielleicht auch unter ihnen.«

Ganz besinnungslos, wußte er nicht, wohin er ging. Noch einige Schritte, und er befand sich auf der Brücke St. Michel. Da stand ein Licht im Fenster eines Erdgeschosses; er trat näher. Durch ein gesprungenes Fensterglas sah er einen schmutzigen Saal, welcher verworrene Erinnerungen in ihm erweckte. In diesem von einer düster brennenden Lampe schlecht erleuchteten Saale war ein junger, blonder Mensch von fröhlichem Aussehen, welcher unter großem Gelächter einem jungen, frech aufgeputzten Mädchen auf eine plumpe Weise die Cour machte, und bei der Lampe saß ein altes Weib, welches spann und dazu mit meckernder Stimme sang. Da der junge Mensch nicht fortwährend lachte, so kamen von dem Gesange Bruchstücke zum

Priester, welche unverständliche und schreckliche Dinge von Hanfstricken und Henkern und Freudenmädchen enthielten.

Die Alte war die Falourdel; das Mädchen ein Freudenmädchen; der junge Mensch war sein Bruder Johann. Er sah noch immer hinein.

Plötzlich trat Johann an ein Fenster im Hintergrunde des Saals, öffnete es, sah auf den Quai hinaus, wo in der Ferne tausend erleuchtete Fenster schimmerten, und der Archidiaconus hörte seinen Bruder sagen: »Meiner Seele! da wird's Nacht. Die Bürger zünden ihre Lichter an und der liebe Gott seine Sterne.« — Darauf kam Johann zu dem Mädchen zurück, zerbrach eine Flasche, welche auf einem Tische stand und sagte: »Schon leer; Sapperment! und ich habe kein Geld mehr. Meine liebe Isabeau, ich werde erst dann mit Jupiter zufrieden sein, wenn er Eure weißen Brüste in zwei schwarze Flaschen verwandelt hat, woraus ich Tag und Nacht Wein von Beaune saugen kann.«

Dieser rohe Scherz brachte das Mädchen zum Lachen und Johann ging hinaus.

Don Claude hatte kaum Zeit, sich auf die Erde niederzuwerfen, um nicht erkannt zu wer-

den von seinem Bruder. Glücklicherweise war es auf der Straße finster und der Schüler war betrunken. Er bemerkte jedoch den Archidiaconus, welcher auf dem Boden im Drecke lag. — »Ho! ho!« sagte er, »da liegt Einer, der heute ein lustiges Leben geführt hat.«

Er rührte Don Claude mit seinem Fuße an und dieser hielt seinen Athem an. »Ganz und gar besoffen,« versetzte Johann. »Nur zu, er ist dick. Ein wahrer Blutsauger, der vom Fasse abgefallen ist. Er ist ein Kahlkopf,« fuhr er fort, indem er sich bückte. »Es ist ein Greis! Fortunate senex!«

Darauf hörte Don Claude ihn sich entfernen mit den Worten: »Es ist einerlei; die Vernunft ist eine herrliche Sache, und mein Bruder Archidiaconus ist sehr glücklich, daß er weise ist und Geld hat.«

Der Archidiaconus stand nun auf und lief ganz in einem Athem nach Notre-Dame zu, deren ungeheure Thürme er im Schatten über den Häusern in die Höhe steigen sah.

In dem Augenblicke, wo er ganz keuchend auf dem Platze des Vorhofes ankam, wankte er zurück, und wagte nicht, seine Augen auf das schreckliche Gebäude zu richten. »Ach!« sagte er mit leiser Stimme, »ist es denn wahr, daß so

Etwas sich heute an diesem Morgen hier zugetragen hat?«

Unterdessen getraute er sich doch, die Kirche anzusehen. Die Façade war finster; am Himmel erglänzten im Hintergrunde die Sterne. Die Mondsichel, welche sich vom Horizonte erhob, war in diesem Augenblicke auf der Spitze des rechten Thurmes stehen geblieben und schien wie ein Vogel von Licht sich auf den Rand des in schwarzen Kleezügen abgeschnittenen Geländers zu stützen.

Die Thür des Klosters war verschlossen; aber der Archidiaconus hatte immer den Schlüssel zu dem Thurme bei sich, worin sein Laboratorium war. Er bediente sich desselben, um in die Kirche hineinzukommen.

In der Kirche war Alles dunkel und stille wie im Grabe. An den großen Schatten, welche von allen Seiten in breiten Streifen herabfielen, erkannte er, daß die Behänge von der am Morgen gehaltenen Feier noch nicht weggenommen waren. Das große silberne Kreuz erglänzte in der Finsterniß wie die Milchstraße dieser Grabesnacht. Die langen Fenster des Chors zeigten über den schwarzen Behängen das äußerste Ende ihrer gothischen Spitzbogen, durch deren Glasmalerei ein Mondstrahl hindurchfiel und nur die

zweifelhaften Farben der Nacht, eine Art von Violet, Blau und Weiß, die Farbe von Todtengesichtern erscheinen ließ. Als der Archidiaconus rings um den Chor diese bleichen Spitzen der Fenster bemerkte, glaubte er die Mitren ewig verdammter Bischöfe zu sehen. Er schloß seine Augen, und als er sie wieder öffnete, glaubte er, ein Kreis blasser Gesichter sähe ihn ringsum an.

Er fing an, durch die Kirche zu fliehen. Da kam es ihm vor, als ob die Kirche ebenfalls sich bewegte und lebte; als ob jede große Säule eine ungeheure Pfote würde, welche den Boden mit ihrer breiten, steinernen Klaue packte, und als ob die gigantische Kathedrale nur eine Art von wunderbarem Elephanten wäre, welcher schnob, und auf Pfeilern, statt auf Füßen einherging, die Thürme als Rüssel und das ungeheure schwarze Tuch als Sattelzeug trug.

So war das Fieber oder die Tollheit zu einem solchen Grade der Stärke gekommen, daß die äußere Welt für den Unglücklichen nur noch eine Art von sichtbarer, fühlbarer, schrecklicher Apokalypse wurde.

Er wurde auf einen Augenblick erleichtert. Indem er in die Seiten-Hallen hineindrang, bemerkte er hinter einem Pfeiler einen röthlichen

Schein. Er lief darauf zu wie auf einen Stern. Es war die ärmliche Lampe, welche Tag und Nacht das öffentliche Gebetbuch von Notre-Dame erhellte, unter seinem eisernen Gitter. Er warf sich begierig über das heilige Buch hin, in der Hoffnung, einigen Trost und Muth zu finden. Das Buch war gerade an der Stelle Hiobs aufgeschlagen, welche sein starrer Blick durchflog: »Und der Geist ging vor meinem Antlitz vorüber, und ich hörte einen leisen Hauch und die Haare an meinem Leibe standen mir zu Berge.« Als er diese schrecklichen Worte las, empfand er das, was wohl ein Blinder empfindet, wenn er sich durch den Stock, den er aufgerafft hat, verwundet fühlt. Seine Knie brachen unter ihm zusammen und er sank auf den Boden, indem er an diejenige dachte, welche im Laufe des Tages gestorben war. Er fühlte durch sein Gehirn so viele schreckliche Dünste hindurchgehen, daß es ihm vorkam, als ob sein Kopf ein Schornstein der Hölle geworden wäre.

In dieser Lage blieb er ziemlich lange, ohne etwas zu denken, ganz der Gewalt des Teufels sich übergebend. Endlich bekam er wieder einige Stärke; er gedachte in den Thurm zu seinem treuen Quasimodo zu entfliehen. Er stand auf, und da er sich fürchtete, nahm er, um sich zu

leuchten, die Lampe vom Brevier. Dies war ein Sacrilegium; aber er achtete auf so etwas Geringfügiges nicht mehr.

Er stieg die Treppe des Thurms langsam hinauf, erfüllt von einem geheimen Schrecken, welcher sich bis zu den auf dem Vorhofe spärlich Vorübergehenden fortpflanzen mußte, wenn sie das geheimnißvolle Licht seiner Lampe von einer Oeffnung zur andern in der Höhe des Thurms hinansteigen sahen.

Plötzlich empfand er einige Kühlung auf seinem Gesichte und befand sich unter der Thür der höchsten Gallerie. Die Luft war kalt; der Himmel trieb Wolken, deren breite, weiße Flächen an einander gränzten und ihm das Ansehen eines im Winter Eisblöcke treibenden Flusses gaben. Die Mondsichel, welche halb in den Wolken versteckt war, erschien als ein himmlisches Schiff, welches in diesen luftigen Eisbergen festgehalten wurde.

Er sah wieder nieder und betrachtete einen Augenblick zwischen den kleinen Säulen hindurch, welche die beiden Thürme vereinigen, in der Ferne durch einen Schleier von Nachtnebel die schweigende Menge der Dächer von Paris, welche sich an einander drängten wie die Wogen eines ruhigen Meeres in einer Sommernacht.

Der Mond warf einen schwachen Schein, welcher dem Himmel und der Erde einen aschfarbigen Anstrich gab.

In diesem Augenblicke erhob die Thurmuhr ihre grelle, durchdringende Stimme. Es schlug 12 Uhr Mitternacht. Der Priester dachte an Mittag; es war die Mittagsglocke, welche in seinem Ohre wiedertönte. — »Ach!« sagte er ganz leise, »sie muß jetzt kalt sein!«

Plötzlich verlöschte ein Windstoß seine Lampe und beinahe zu gleicher Zeit sah er an der entgegengesetzten Ecke des Thurms einen Schatten, die weiße Gestalt eines Frauenzimmers erscheinen. Er schrak zusammen. Neben diesem Frauenzimmer war eine kleine Ziege, welche beim letzten Schlage der Thurmuhr meckerte.

Er hatte noch die Kraft, sie anzusehen. Sie war's. Sie war blaß und düster. Ihre Haare fielen wie am Morgen von ihren Schultern herab; aber an ihrem Halse war kein Strick mehr zu sehen, ihre Hände waren nicht mehr festgebunden: sie war frei, sie war todt.

Sie war in Weiß gekleidet und hatte einen weißen Schleier auf dem Haupte. Sie kam langsam auf ihn zu, indem sie den Himmel ansah. Die übernatürliche Ziege folgte ihr. Er fühlte sich ganz versteinert und zu schwerfällig,

um zu fliehen. Bei jedem Schritte, den sie vorwärts that, that er einen zurück und das war Alles. So trat er zurück unter das dunkle Treppengewölbe. Er erstarrte bei dem Gedanken, daß sie vielleicht auch dorthin käme; wenn sie es gethan hätte, würde ihn der Schreck getödtet haben.

Sie kam in der That bis an die Thür der Treppe, blieb dort einige Augenblicke stehen, sah starr in das Dunkel hinein, aber ohne daß sie den Priester zu bemerken schien und ging vorbei. Sie erschien ihm größer als da sie noch lebte; er sah den Mond durch ihr weißes Gewand, er hörte ihren Athem.

Als sie vorbeigegangen war, fing er an, die Treppe wieder hinabzusteigen, mit der Langsamkeit, die er an dem Gespenste bemerkt hatte, indem er sich selbst für ein Gespenst hielt; ganz betäubt, mit sich sträubenden Haaren, die verlöschte Lampe immer noch in der Hand haltend, und indem er so die Wendeltreppe hinabstieg, hörte er ganz deutlich in seinem Ohre eine Stimme, welche lachend die Worte wiederholte: »Und der Geist ging vor mir vorüber und die Haare an meinem Leibe standen mir zu Berge.« (Hiob, 4, 15.)

II.

Bucklig. Einäugig. Hinkend.

Jede Stadt hatte im Mittelalter überhaupt, und in Frankreich bis auf Ludwig XII. ihre Asyle. Diese Zufluchtsörter waren mitten unter der Fluth von Criminalgesetzen und barbarischen Jurisdictionen, welche den Staat überschwemmten, gleichsam Inseln, welche sich über die Fläche der menschlichen Gerichtsbarkeit erhoben. Jeder Verbrecher, der eine solche Stätte betrat, war gerettet. In jedem Gerichtsbanne gab es fast eben so viele Asyle als Gerichtsstätten. Der Mißbrauch der Straflosigkeit grenzte auf diese Weise dicht an den Mißbrauch der Strafen; beide suchten sich der eine durch den andern zu verbessern. Die Paläste des Königs, die Hôtels der Prinzen und vorzüglich die Kirchen hatten das Recht des Asyls. Bisweilen machte man aus einer ganzen Stadt, welche man wieder bevölkern wollte, für eine Zeitlang ein solches Asyl. So machte es Ludwig XI. mit Paris im Jahre 1467.

Hatte der Verbrecher einen Fuß in das Asyl gesetzt, so war seine Person geheiligt; aber er mußte sich hüten, es wieder zu verlassen; ein Schritt außer dem Heiligthume, und er fiel in die Wogen zurück. Das Rad, der Galgen

und andere Strafanstalten hielten gute Wache rings um den Zufluchtsort, und beobachteten unaufhörlich ihre Beute wie Haifische, die um ein Schiff herumspüren. Man hat Verurtheilte gesehen, welche so in einem Kloster, auf der Treppe eines Palastes, in dem Bezirk einer Abtei, unter der Vorhalle einer Kirche greis wurden; so wurde das Asyl ein Gefängniß wie jedes andere. Bisweilen ereignete es sich, daß ein feierlicher Parlaments-Beschluß das Asyl verletzte und den Verurtheilten wieder den Händen des Henkers überlieferte; aber dies geschah sehr selten. Die Parlamente scheuten sich vor den Bischöfen, und wenn beide sich entzweiten, so hatte die weltliche Macht der geistlichen gegenüber ein schlechtes Spiel. Bisweilen jedoch schritt die Gerechtigkeit über die Schwellen der Kirche hinüber zur Vollstreckung ihres Urtheils; aber war kein Parlamentsbeschluß vorhanden, dann wehe demjenigen, der mit bewaffneter Hand ein Asyl verletzte. Man weiß, welchen Tod Robert von Clermont, Marschall von Frankreich, und Johann von Chalons, Marschall von Champagne, erlitten, und dennoch handelte es sich da nur um einen gewissen Perrin Marc, einen Wechslerburschen, einen elenden Mörder; aber die beiden Marschälle hatten die Thüren von

St. Méry erbrochen. Das war ein ungeheures Vergehen.

Es herrschte rings um die Asyle ein solcher Schauer der Ehrfurcht, daß wenn man den Traditionen Glauben beimißt, er bisweilen sogar die Thiere ergriff. Aymoin erzählt, daß, als ein von Dagobert aufgejagter Hirsch sich zum Grabe des heiligen Denis geflüchtet hatte, die Meute in ihrem Gebell stecken blieb.

Die Kirchen hatten gewöhnlich ein zur Aufnahme solcher Unglücklichen bestimmtes Gemach. Im Jahre 1407 ließ ihnen Nicolaus Flamel über dem Gewölbe der Kirche St. Jacques-de-la-Boucherie ein Zimmer bauen, welches ihm 4 Livres 6 Sous und 16 Heller Parisis kostete.

In Notre-Dame war ein solches Gemach über dem Dache der Abseiten unter den Strebepfeilern, im Angesichte des Klosters, gerade an der Stelle angebracht, wo sich die Frau des jetzigen Thurmwächters einen Garten angelegt hat, welcher sich zu den schwebenden Gärten Babylons verhält wie eine Salat-Pflanze zu einem Palmbaum.

Hier hatte Quasimodo nach seinem Triumphzuge durch die Thürme und Gallerien die Esmeralda niedergelegt. So lange jener Zug gedauert, hatte sie in halber Ohnmacht ihrer Sinne

nicht mächtig werden können, sie fühlte nur, daß sie in die Luft emporstieg, daß sie darin umherflog, und daß Etwas sie über die Erde erhob. Von Zeit zu Zeit hörte sie das ausbrechende Gelächter, die donnernde Stimme Quasimodo's; sie öffnete ihre Augen; dann sah sie unter sich Paris mit seinen tausend Schiefer- und Ziegeldächern wie ein rothes und blaues Mosaik, und über ihrem Haupte das schreckliche und vergnügte Gesicht Quasimodo's. Dann fielen ihre Augenlider zu; sie glaubte, daß Alles vorbei wäre, daß man sie während ihrer Ohnmacht hingerichtet, und daß der mißgestaltene Dämon, welcher ihr Schicksal gelenkt hätte, sich ihrer bemächtigt hätte und sie forttrüge. Sie wagte nicht, ihn anzusehen, und überließ sich ihm ganz.

Aber als der keuchende Pulsant sie in der Zelle des Asyls niedergelegt hatte, als sie fühlte, daß seine plumpen Hände ganz sanft den Strick losmachten, welcher ihre Arme einschnürte, da empfand sie die Art von Erschütterung, welche die Passagiere eines Schiffs erweckt, wenn dieses mitten in einer dunkeln Nacht auf den Grund stößt. Ihre Gedanken erwachten auch wieder und kamen einer nach dem andern zurück. Sie sah, daß sie sich in Notre-Dame befand; sie erinnerte sich, daß sie den Händen des Henkers

war entrissen worden; daß Phöbus am Leben war, und sie nicht mehr liebte; und als diese beiden letztern Gedanken, von denen der eine so viel Bitterkeit über den andern ergoß, zugleich vor die Seele der armen Delinquentin traten, drehte sie sich nach Quasimodo um, welcher vor ihr stand und ihr Furcht einflößte, und sagte zu ihm: »Warum habt Ihr mich gerettet?«

Er sah sie ängstlich an, als ob er errathen wollte, was sie sagte. Sie wiederholte ihre Frage. Da warf er ihr einen sehr traurigen Blick zu und entfloh.

Sie blieb erstaunt zurück. — Gleich darauf kam er zurück und brachte einen Packen, welchen er vor ihre Füße niederlegte. Es waren Kleidungsstücke, welche mitleidige Frauen an der Kirchenschwelle für sie niedergelegt hatten. Da schlug sie die Augen nieder, sah sich halb nakkend, und erröthete. Das Leben kehrte bei ihr zurück.

Quasimodo schien auch Etwas von dieser Scham zu empfinden. Er bedeckte seine Augen mit seiner breiten Hand, und entfernte sich noch einmal, aber mit langsamen Schritten.

Sie eilte mit dem Anziehen. Es war ein weißes Gewand mit einem weißen Schleier. Ein Kleid, wie es die Novizen aus dem Hôtel-Dieu trugen.

Sie war kaum damit fertig, als sie Quasimodo zurückkommen sah. Er trug einen Korb unter dem einen Arm, und eine Matratze unter dem andern. In dem Korbe war eine Flasche, Brot und einige andere Speisen. Er setzte den Korb zur Erde nieder und sagte: »Esset.« Er breitete die Matratze auf der Erde aus, und sprach: »Schlafet.« Es war sein eigenes Bette, das der Pulsant geholt hatte.

Die Zigeunerin erhob ihre Augen zu ihm, um ihn zu danken; aber sie konnte kein Wort hervorbringen. Der arme Teufel war wahrhaft schrecklich. Sie ließ den Kopf sinken und wurde von einem unwillkührlichen Schauder ergriffen.

Darauf sagte er zu ihr: »Ich flöße Euch wohl Furcht ein. Ich bin sehr häßlich, nicht wahr? Seht mich nicht an; hört mich bloß an. — Am Tage bleibet hier; des Nachts könnt Ihr in der ganzen Kirche umherwandern. Aber geht nie, weder am Tage noch in der Nacht, aus der Kirche hinaus. Ihr würdet verloren sein. Man würde Euch tödten, und dann müßte ich sterben.«

Bewegt erhebt sie wieder den Kopf, um ihm zu antworten. Er war verschwunden. Sie fand sich allein, träumerisch denkend an die sonderbaren Worte dieses fast monströsen Wesens,

und betroffen über den Ton seiner Stimme, welche so rauh und dabei doch so sanft war.

Darauf untersuchte sie ihre Zelle. Es war ein Zimmer von ungefähr sechs Fuß ins Geviert, mit einer kleinen Luke und einer Thür, über der etwas schiefen Ebene des Daches. Mehrere Dachrinnen, welche sich in Thiergestalten endigten, schienen sich rings um sie herzuneigen und den Hals auszustrecken, um sie durch die Luke anzusehen. Am Rande ihres Daches bemerkte sie die Spitzen von tausend Schornsteinen, aus denen unter ihren Augen die Rauchwolken von Paris in die Höhe stiegen. Ein trauriger Anblick für die arme Zigeunerin, für das zum Tode verurtheilte Findelkind, für das unglückliche Geschöpf, das kein Vaterland, keine Familie, keinen Heerd hatte.

In dem Augenblicke, wo der Gedanke ihrer Vereinzelung ihr schmerzlicher als jemals erschien, fühlte sie plötzlich einen zottigen und bärtigen Kopf in ihren Händen, auf ihren Knien. Sie erschrak (Alles erschreckte sie jetzt) und sah hin. Es war die arme Ziege, die behende Dschali, welche ihr nachgeflohen war, in dem Augenblicke, wo Quasimodo die Brigade Charmolue's in die Flucht geschlagen hatte, und welche seit länger als einer Stunde vor ihren Füßen ihre

Liebkosungen verschwendete, ohne einen Blick von ihr erhalten zu können. Die Zigeunerin bedeckte sie mit Küssen. — »Ach, Dschali!« sagte sie, »wie habe ich Dich vergessen! Du denkst also immer noch an mich! Nein, Du bist nicht undankbar.« — Zu gleicher Zeit, als ob eine unsichtbare Hand das Gewicht hinweggenommen hätte, welches ihre Thränen seit so langer Zeit in ihrem Herzen zusammenpreßte, fing sie an zu weinen; sie fühlte, daß mit den Thränen das Herbste und Bitterste ihres Schmerzes sich verlor.

Als der Abend kam, fand sie die Nacht so schön, den Mond so angenehm, daß sie auf der Gallerie, welche die Kirche umgibt, umherging. Sie empfand dabei einige Erleichterung, so ruhig erschien ihr die Erde, von dieser Höhe herab gesehen.

III.

Taub.

Am folgenden Morgen bemerkte sie beim Erwachen, daß sie geschlafen hatte. Dieser merkwürdige Umstand setzte sie in Erstaunen. Seit langer Zeit war sie vom Schlafe entwöhnt! Ein freundlicher Sonnenstrahl fiel durch die Dachluke hinein auf ihr Gesicht; zugleich aber

sah sie an dieser Luke einen Gegenstand, der sie in Schrecken setzte, die unglückliche Gestalt Quasimodo's. Unwillkührlich schloß sie wieder die Augen, aber vergebens; sie glaubte immer durch ihre Augenlider diese einäugige Gnomen-Maske zu sehen. Darauf, indem sie müde ihre Augen schloß, hörte sie eine rauhe Stimme, welche in einem sanften Tone zu ihr sagte: »Fürchtet Euch nicht, ich bin Euer Freund. Ich wollte Euch schlafen sehen. Das thut Euch keinen Schaden, nicht wahr, wenn ich Euch schlafen sehe? Was macht das aus, wenn ich hier stehe, und Ihr die Augen geschlossen habt? Jetzt will ich fortgehen. Da, jetzt habe ich mich hinter die Mauer gesetzt. Ihr könnt jetzt die Augen wieder öffnen.«

In dem Tone, womit diese Worte ausgesprochen wurden, lag noch mehr Klagendes, als in ihnen selbst. Die Zigeunerin öffnete gerührt die Augen. Er stand in der That nicht mehr am Dachfenster. Sie trat an das Fenster und sah den armen Bucklichen, welcher sich in seine Mauerecke, in einer schmerzlichen und resignirten Stellung verkrochen hatte. Sie versuchte, die Abneigung, welche er ihr einflößte, zu überwinden. »Kommt,« sagte sie sanft zu ihm. Bei der Bewegung der Lippen der Zigeunerin glaubte Quasimodo, daß sie ihn fortjagte; darauf stand

er auf, und entfernte sich hinkend, langsam, mit gebeugtem Kopfe, ohne selbst noch einen verzweiflungsvollen Blick auf das junge Mädchen zu werfen. »Kommt doch!« rief sie. Aber er fuhr fort, sich zu entfernen. Darauf eilte sie aus der Zelle hervor, lief auf ihn zu und faßte ihn am Arm. Indem er sich von ihr berührt fühlte, zitterte er an allen Gliedern. Er schlug sein flehendes Auge auf, und da er sah, daß sie ihn zurückführte, strahlte sein ganzes Gesicht von Freude und Zärtlichkeit. Sie wollte ihn in ihre Zelle hineinführen; aber er bestand darauf, auf der Schwelle zu bleiben. — »Nein, nein,« sagte er, »die Eule gehört nicht in das Nest der Lerche.«

Darauf kauerte sie sich zierlich neben der zu ihren Füßen eingeschlafenen Ziege nieder. Alle Beide blieben einige Augenblicke unbeweglich, und betrachteten schweigend, er so viel Anmuth, sie so viel Häßlichkeit. In jeder Minute entdeckte sie an Quasimodo eine Häßlichkeit mehr. Ihr Blick irrte von seinen krummen Knien auf seinen buckligen Rücken, von diesem auf sein einziges Auge. Sie konnte nicht begreifen, wie ein so unnatürlich gebautes Wesen existiren konnte. Jedoch war über alles dieses so viel

Traurigkeit und Sanftmuth ausgegossen, daß sie anfing, sich daran zu gewöhnen.

Er brach zuerst das Schweigen. — »Ihr sagtet mir also, ich sollte zurückkommen?«

Sie machte mit dem Kopfe ein bejahendes Zeichen und sagte: »Ja.«

Er verstand das Zeichen. — »Ach!« sagte er zögernd, »ich bin ja taub.«

»Armer Mann!« rief die Zigeunerin mit dem Ausdrucke wohlwollenden Mitleidens.

Er fing an, schmerzlich zu lächeln. »Ihr findet, daß mir nur dies noch fehlte, nicht wahr? Ja, ich bin taub. So bin ich nun einmal eingerichtet. Es ist schrecklich, nicht wahr? Und Ihr seid so schön?«

In dem Tone des Unglücklichen lag ein so tiefes Gefühl seines Elends, daß sie nicht die Kraft hatte, ein Wort darauf zu erwiedern. Auch hätte er es nicht hören können. Er fuhr fort:

»Niemals habe ich gesehen, wie häßlich ich bin, als jetzt. Wenn ich mich mit Euch vergleiche, so habe ich wohl Mitleiden mit mir, so einem armen, unglücklichen Ungeheuer, als ich bin. — Ihr seid ein Sonnenstrahl, ein Thautropfen, und Vogelgesang! — Ich bin etwas Erschreckliches, weder Mensch, noch Thier, etwas Härteres, mehr mit Füßen Getretenes und Häßlicheres, als ein Kiesel!«

Darauf fing er an zu lachen, und dieses Lachen war durchdringender und erschütternder als irgend Etwas in der Welt. Er fuhr fort:

»Ja, ich bin taub; aber Ihr werdet durch Geberden, durch Zeichen mit mir reden. Ich habe einen Herrn, welcher auf diese Weise mit mir spricht. Und dann werde ich sehr bald Euren Willen an der Bewegung Eurer Lippen, an Eurem Blicke erkennen.«

»Nun gut!« versetzte sie lächelnd; »sagt mir, warum Ihr mich gerettet habt?«

Er betrachtete sie aufmerksam, während sie redete.

»Ich habe es verstanden,« antwortete er. »Ihr fragt mich, warum ich Euch gerettet habe. Ihr habt eines Elenden vergessen, der versucht hat, Euch in einer Nacht zu entführen, dem Ihr sogar am folgenden Morgen auf dem Schandpfahle Hülfe geleistet habt. Ein Tropfen Wasser und ein wenig Mitleiden, das werde ich nur mit meinem Leben bezahlen können. Ihr habt diesen Elenden vergessen, er hat sich dessen erinnert.«

Sie hörte ihn an mit einer tiefen Rührung. Eine Thräne rollte von dem Auge des Pulsanten herab, aber sie fiel nicht nieder; er schien eine Art von Ehrenpunkt daraus zu machen, sie zu verschlingen.

»Hört zu,« fuhr er fort, »wir haben hier sehr hohe Thürme; ein Mensch, der da hinunterfiele, würde todt sein, ehe er auf das Straßenpflaster hinabkäme; wenn es Euch beliebt, daß ich mich da hinabstürze, so braucht Ihr kein Wort zu sagen; ein Blick Eures Auges wird hinreichen.«

Darauf stand er auf. Dieses seltsame Wesen erweckte doch in der Zigeunerin, so unglücklich diese auch war, etwas Mitleiden. Sie gab ihm ein Zeichen, daß er bleiben sollte.

»Nein, nein,« sagte er; »ich darf nicht zu lange bleiben. Ich fühle mich hier nicht an meinem Platze. Aus Mitleiden nur wendet Ihr die Augen nicht von mir ab. Ich gehe irgend wohin, von wo ich Euch werde sehen können, ohne daß Ihr mich erblickt; das wird besser sein.«

Er zog aus seiner Tasche eine kleine Pfeife von Metall. — »Da,« sagte er; »wenn Ihr meiner bedürft, wenn es Euch nicht zu viel Abscheu verursachen wird, mich zu sehen, so pfeift damit. Ich höre dieses Geräusch.«

Er legte die Pfeife auf die Erde, und floh von dannen.

IV.

Sandstein und Kristall.

Die Tage flohen dahin.

Nach und nach kehrte die Ruhe in Esmeralda's Seele zurück. Das Uebermaß des Schmerzes wie das Uebermaß der Freude, beides sind gewaltsame Zustände, welche nur kurze Zeit dauern. Das Herz des Menschen kann nicht lange in der äußersten Spannung bleiben. Die Zigeunerin hatte so viel erlitten, daß ihr davon nichts mehr als ein dumpfes Staunen übrig blieb.

Mit der Sicherheit war die Hoffnung bei ihr zurückgekehrt. Sie befand sich außerhalb der Gesellschaft und des Lebens, aber sie fühlte dunkel, daß es vielleicht nicht unmöglich sein würde, in beide zurückzukehren. Sie war gleichsam eine Gestorbene, welche einen Schlüssel zu ihrem Grabe im Rückhalte hatte.

Nach und nach entfernten sich von ihr alle die schrecklichen Bilder, welche sie so lange gequält hatten. Alle scheußlichen Fantome, Pierrat Torterue, Jakob Charmolue, verlöschten in ihrem Geiste, sogar der Priester.

Und dann lebte ja Phöbus; sie war dessen gewiß, sie hatte ihn gesehen. Phöbus Leben

war ihr Alles. Nach der Reihe von Schicksalsschlägen, welche Alles in ihr erschüttert hatten, war in ihrer Seele nur ein Gegenstand, ein Gefühl, ihre Liebe zu dem Capitain unversehrt geblieben. Denn die Liebe ist wie ein Baum; sie treibt von selbst, wirft ihre Wurzeln tief in unser ganzes Wesen, und grünt oft noch in einem schon gebrochenen Herzen fort.

Am unerklärlichsten ist aber, daß diese Leidenschaft desto hartnäckiger ist, je blinder sie ist. Sie ist nie dauernder, als wenn sie keinen Grund in sich selbst hat.

Ohne Zweifel dachte die Esmeralda nicht an den Hauptmann ohne Bitterkeit. Ohne Zweifel war es schrecklich, daß auch er sie betrogen, daß er es hätte für möglich halten können, der Dolchstich wäre von ihr gekommen, von ihr, die doch tausend Leben für ihn dahingegeben hätte. Aber sie konnte doch nicht zu sehr auf ihn zürnen; hatte sie nicht ihr Verbrechen eingestanden? War sie als schwaches Weib nicht der Tortur unterlegen? Die ganze Schuld lag an ihr. Sie hätte sich eher sollen die Nägel ausreißen lassen, als ein solches Wort. Endlich, wenn sie nur Phöbus ein einziges Mal, auf eine einzige Minute wieder sah; es bedurfte

nur eines Wortes, eines Blickes, um ihn zu enttäuschen, um ihn zurückzuführen. Sie zweifelte nicht daran. Sie beruhigte sich auch über viele merkwürdige Umstände, über die zufällige Anwesenheit Phöbus am Tage der Kirchenbuße; über das junge Mädchen, bei welchem er sich befand. Sie war ohne Zweifel seine Schwester. Freilich eine grundlose Erklärung, aber sie war doch damit zufrieden, weil es für sie ein Bedürfniß war, zu glauben, daß Phöbus sie noch immer, und nur sie liebte. Hatte er es ihr nicht zugeschworen? Was bedurfte es für sie, leichtgläubig und unschuldig wie sie war, mehr? Und dann, sprachen nicht in der ganzen Geschichte alle Umstände mehr gegen sie als gegen ihn? Sie harrte also und hoffte.

Dazu kam, daß die Kirche, diese ungeheure Kirche, welche sie von allen Seiten umgab, welche sie hütete und schützte, beruhigend auf sie einwirkte. Die stille, ruhige Größe dieses Denkmals der Baukunst äußerte ihren Einfluß auf sie, ohne daß sie es bemerkte. Der eintönige Gesang der Priester, die Responsorien des Volkes, das harmonische Zittern der Fenster, die in hundertstimmigem Trompetenton schmetternde Orgel, die drei großen Thürme, welche wie

große Bienenstöcke summten, dieses ganze Orchester betäubte ihr Gedächtniß, ihre Einbildungskraft, ihren Schmerz. Vorzüglich wiegten die Glocken sie ein. Gleich einem mächtigen Magnetismus verbreiteten diese über sie ihre Tonwellen. So fand sie eine jede neu aufgehende Sonne beruhigter, wohler, weniger blaß. Sowie ihre innern Wunden sich schlossen, so erblühte auch wieder Schönheit und Anmuth auf ihrem Gesichte. Ihr voriger Charakter kehrte wieder zurück, Etwas von ihrer Fröhlichkeit, der ihr eigenthümliche Zug um den Mund, ihre Liebe zur Ziege, ihre Lust am Gesange, ihre Schamhaftigkeit. Sie trug Sorge, sich des Morgens in dem Winkel ihres Gemaches anzukleiden, aus Furcht, es möchte ein Bewohner der benachbarten Dächer sie durch die Dachluke sehen.

Wenn der Gedanke an Phöbus ihr die Zeit ließ, dachte die Zigeunerin bisweilen auch an Quasimodo. Dies war das einzige Band, die einzige Gemeinschaft, welche ihr mit den Menschen, mit den Lebenden geblieben war. Die Unglückliche! sie befand sich in noch höherm Grade außerhalb der Welt als Quasimodo. Sie begriff nichts an dem seltsamen Freunde, wel-

chen der Zufall ihr gegeben hatte. Oft machte sie sich es zum Vorwurfe, daß sie nicht so viel Erkenntlichkeit besaß, um ihre Augen zu schließen; aber offenbar konnte sie sich nicht an den armen Pulsanten gewöhnen. Er war zu häßlich. — Sie hatte die Pfeife, welche er ihr gegeben hatte, auf der Erde liegen lassen; dies hielt Quasimodo in den ersten Tagen nicht ab, von Zeit zu Zeit wieder zu erscheinen. Sie that ihr Möglichstes, um sich nicht mit zu viel Widerstreben von ihm abzuwenden, wenn er ihr den Korb mit Mundvorrath oder den Wasserkrug brachte; aber er bemerkte immer die geringste Bewegung dieser Art und dann ging er traurig fort.

Einmal kam er darauf zu, als sie Dschali liebkosete. Er blieb einige Augenblicke nachdenkend vor der anmuthigen Gruppe der Ziege und der Zigeunerin stehen; endlich sagte er, indem er seinen plumpen, mißgestalteten Kopf schüttelte: »Mein Unglück ist, daß ich noch zu sehr einem Menschen ähnlich sehe. Ich möchte ganz und gar ein Thier sein wie diese Ziege.«

Sie erhob auf ihn ihren erstaunten, fragenden Blick.

Er antwortete auf diesen Blick: »Ach! ich weiß wohl, warum.« Darauf entfernte er sich.

Ein andermal zeigte er sich an der Thür der Zelle (in welche er nie hineintrat) in dem Augenblicke, wo die Zigeunerin eine alte spanische Ballade sang, deren Worte sie nicht verstand, welche jedoch in ihrem Ohre zurückgeblieben war, weil die Zigeunerinnen sie als Kind damit in den Schlaf gesungen hatten. Bei dem Anblick dieser häßlichen Gestalt, welche plötzlich mitten unter ihrem Gesange darauf zukam, brach das junge Mädchen ab mit einer unwillkührlichen Schreckensgeberde. Der unglückliche Läuter fiel auf der Thürschwelle auf die Knie und streckte mit einer flehenden Geberde seine unförmlichen Hände aus: »Ach!« sagte er in schmerzlichem Tone, »ich beschwöre Euch, fahrt fort und jagt mich nicht weg.« — Sie wollte ihn nicht betrüben und fing ganz zitternd ihre Romanze wieder an. Nach und nach zerstreute sich ihr Schrecken und sie überließ sich ganz dem Eindrucke der melancholischen und schleppenden Arie, welche sie sang. Er war auf den Knien liegen geblieben, die Hände wie zum Gebete gefaltet, aufmerksam, kaum athmend, seinen Blick auf die glänzenden Augen der Zigeunerin heftend. Man hätte sagen können, er vernähme ihren Gesang in ihren Augen.

Noch ein andermal kam er mit einer schüchternen und blöden Miene auf sie zu. — »Hört mich an,« sagte er zu ihr, »ich will Euch etwas sagen.« — Sie gab ihm ein Zeichen, daß sie zuhörte; er fing an zu seufzen, öffnete seine Lippen, schien in einem Augenblicke sprechen zu wollen, darauf sah er sie wieder an, machte eine verneinende Bewegung mit dem Kopfe, entfernte sich langsam, die Hand an die Stirn gelegt und ließ die Zigeunerin erstaunt stehen.

Unter den seltsamen, in der Mauer ausgehauenen Gestalten war eine, welche er ganz besonders ins Herz geschlossen hatte und mit welcher er oft brüderliche Blicke zu wechseln schien. Einmal hörte ihn die Zigeunerin zu derselben sagen: »Ach! warum bin ich nicht von Stein wie Du!«

Eines Morgens endlich war die Esmeralda bis an den Rand des Daches vorgetreten und sah auf den Platz hinab über das spitzige Dach von St. Jean-le-Rond weg. Quasimodo stand hinter ihr. Er stellte sich so, um so viel als möglich dem jungen Mädchen seinen Anblick zu ersparen. Plötzlich erschrak die Zigeunerin, eine Thräne und ein Blitz der Freude erglänzten zugleich in ihren Augen, sie kniete am Rande des

Daches nieder und streckte angstvoll die Arme nach dem Platze aus, mit den Worten: »Phöbus! Komm! Komm! Ein Wort! Ein einziges Wort! Im Namen des Himmels! Phöbus! Phöbus!« — Ihre Stimme, ihr Gesicht, ihre Geberde, ihre ganze Person hatten den herzzerreißenden Ausdruck eines Schiffbrüchigen angenommen, welcher dem fröhlichen Fahrzeuge, das in der Ferne in einem Sonnenstrahle am Horizonte vorbeifährt, ein Zeichen seines Mißgeschickes gibt.

Quasimodo neigte sich über den Platz hinab und sah, daß der Gegenstand dieser zärtlichen, verzweiflungsvollen Bitte ein junger Mann war, ein Hauptmann, ein schöner Reiter, der im Waffenschmuck strahlte, im Hintergrunde des Platzes vorbeiritt und mit seinem Federbusche eine schöne, lächelnde Dame auf ihrem Balcon grüßte. Uebrigens hörte der Officier die Stimme der Unglücklichen nicht; er war zu weit entfernt. — Aber der arme taube Mensch hörte sie. Ein tiefer Seufzer hob seine Brust, sein Herz erstickte von all' den Thränen, die er verschlang, seine beiden convulsivisch zusammengezogenen Hände stießen an seinen Kopf, und als er sie zurückzog, hatte er in jeder Hand eine Faust voll rother Haare.

Die Zigeunerin bemerkte ihn nicht. Er sagte mit leiser Stimme und mit den Zähnen knirschend: »Verdammt! So muß man also aussehen! man braucht nur schön zu sein!«

Unterdessen blieb sie auf den Knien liegen und rief mit seltsamer Bewegung: »Ach! da steigt er vom Pferde hinab! — Er will in das Haus hineingehen! — Phöbus! — Er hört mich nicht! — Phöbus! — Wie boshaft ist das Frauenzimmer, daß sie zu gleicher Zeit, wie ich, mit ihm spricht! — Phöbus! Phöbus!«

Der Taube betrachtete sie. Er verstand diese Pantomime. Das Auge des armen Läuters füllte sich mit Thränen, aber er ließ keine hinabfließen. Plötzlich zerrte er sie sanft am Zipfel ihres Aermels. Sie drehte sich um. Er hatte eine ruhige Miene angenommen und sagte zu ihr: »Soll ich ihn herbeiholen?«

Sie stieß ein Freudengeschrei aus. — »Ach! Geh hin! Lauf! schnell! den Capitain! bringe ihn zu mir! Ich will Dich lieb haben!« Sie umfaßte seine Knie. Er konnte sich nicht enthalten, schmerzlich mit dem Kopfe zu schütteln. »Ich will ihn Euch bringen,« sagte er mit schwacher Stimme. Dann drehte er sich um und sprang in großen Schritten die Treppe hinab, mit erstickem Schluchzen.

Als er auf den Platz kam, sah er nichts als das schöne Pferd an der Thür des Hauses Gondelaurier festgebunden; der Capitain war hineingegangen. Er erhob seinen Blick zum Kirchendache. Die Esmeralda befand sich dort noch immer an demselben Platze, in derselben Stellung. Er machte ihr ein trauriges Zeichen mit dem Kopfe. Dann lehnte er sich an einen der Ecksteine der Vorhalle des Hauses, entschlossen, zu warten, bis der Hauptmann herauskäme.

In dem Hause Gondelaurier war ein Festtag, wie sie der Hochzeit vorhergehen. Quasimodo sah viele Menschen hinein- und Niemand herausgehen. Von Zeit zu Zeit sah er nach dem Dache in die Höhe; die Zigeunerin wich und wankte eben so wenig von ihrem Platze als er. Ein Stallknecht kam und band das Pferd los und führte es in den Stall des Hauses.

Der ganze Tag verstrich so. Quasimodo stand am Ecksteine, die Esmeralda lag auf dem Dache, Phöbus ohne Zweifel zu Fleur-de-Lys's Füßen.

Endlich kam die Nacht; eine mondlose, dunkle Nacht. Quasimodo mochte noch so sehr seinen Blick auf die Esmeralda heften, sie wurde

nur zu einem weißen Schein in der Dämmerung. Alles verlöschte; Alles wurde dunkel.

Quasimodo sah, wie sich von oben bis unten die Fenster im Hause Gondelaurier erhellten, er sah auch die übrigen Fenster des Platzes eins nach dem andern hell werden; er sah sie alle wieder dunkel werden; denn er blieb den ganzen Abend auf seinem Posten. Der Officier kam nicht heraus. Als die letzten Vorübergehenden nach Hause zurückgekehrt waren, als die Fenster aller übrigen Häuser sich verlöscht hatten, blieb Quasimodo ganz allein, ganz im Dunkeln. Damals gab es noch keine Straßenerleuchtung auf dem Vorhofe von Notre-Dame.

Unterdessen waren die Fenster des Hauses Gondelaurier erhellt geblieben, selbst bis nach Mitternacht. Quasimodo, unbeweglich und aufmerksam, sah hinter den tausendfarbigen Fenstern eine Menge lebender und tanzender Schatten vorüberschweben. Wenn er nicht taub gewesen wäre, so hätte er, nachdem das Geräusch auf den Straßen von Paris verstummte, immer deutlicher im Innern des Hauses Gondelaurier das Geräusch eines lärmenden Festes hören müssen.

Um ein Uhr Morgens fingen die Gäste an,

sich zu entfernen. Quasimodo, in Dunkel gehüllt, sah sie alle unter der Vorhalle bei Fackelschein vorbeiziehen. Der Hauptmann war nicht darunter.

Er war voll trauriger Gedanken; auf Augenblicke sah er in die Luft, wie die Leute zu thun pflegen, welche sich langweilen. Große, schwarze, zerrissene Wolken hingen wie Hängematten von Krepp am gestirnten Nachthimmel hernieder. Man konnte sie Spinngeweben vergleichen, welche von der Himmelsdecke herabhingen.

In einem dieser Augenblicke sah er, wie sich heimlich die Fensterthür des Balcons öffnete, dessen steinernes Geländer über seinem Haupte war. Durch die schmale Glasthür traten zwei Personen heraus, hinter denen sie sich ohne Geräusch wieder verschloß; es war ein Mann und ein Frauenzimmer. Nicht ohne Mühe erkannte Quasimodo den schönen Hauptmann in dem Manne, und in dem Frauenzimmer die junge Dame wieder, welche er am Morgen den Officier von diesem Balcon herab hatte bewillkommen sehen. Der Platz war vollkommen dunkel, und ein doppelter carmoisinfarbener Vorhang, welcher hinter der Thür herabgefallen war, als

sie sich geschlossen hatte, ließ nur wenig von dem Lichte im Zimmer nach dem Balcon durch.

Der junge Mann und das junge Mädchen schienen, so weit es unser Tauber beurtheilen konnte, der keins ihrer Worte verstand, einem sehr zärtlichen Zwiegespräch sich zu überlassen. Das junge Mädchen schien dem Officier erlaubt zu haben, daß er sie mit einem Arm umfaßte und widerstrebte sanft seinen Küssen.

Quasimodo wohnte von unten dieser um so reizendern Scene bei, als sie nicht dazu bestimmt war, gesehen zu werden. Er betrachtete dieses Glück, diese Schönheit mit bittern Gefühlen. Die Natur war in dem armen Teufel nicht stumm. Er dachte an das unglückliche Loos, welches die Vorsehung ihm bestimmt hatte; dachte, daß die Weiber, die Liebe, die Wollust ewig vor seinen Augen vorbeiziehen würden, und daß er immer nur bei dem Glücke Anderer einen Zuschauer würde abgeben müssen. Aber was ihn bei diesem Anblicke am meisten schmerzte, was mit seinem Verdrusse den Unwillen verband, das war das, wenn er daran dachte, was die Zigeunerin dabei leiden würde, wenn sie es sähe. — Freilich war die Nacht sehr dunkel, und die Esmeralda, wenn sie an ihrem Platze geblieben

war (woran er nicht zweifelte), sehr weit entfernt, und er selbst konnte nur mit genauer Noth die beiden Verliebten auf dem Balcon unterscheiden. Das tröstete ihn.

Unterdessen wurde ihre Unterhaltung immer belebter. Das junge Mädchen schien den Officier flehentlichst zu bitten, nichts mehr von ihr zu verlangen. Quasimodo unterschied von diesem Allen nur die schönen gefaltenen Hände, das mit Thränen vermischte Lächeln, den zu den Sternen erhobenen Blick des jungen Mädchens, und die feurig auf sie gerichteten Augen des Hauptmanns.

Glücklicherweise, — denn das junge Mädchen widerstrebte nur noch schwach, — öffnete sich plötzlich die Thür des Balcons; eine alte Dame erschien; die Schöne schien verwirrt; der Officier nahm eine verdrießliche Miene an, und alle drei traten wieder ins Zimmer.

Kurz darauf stand ein Pferd unter der Vorhalle, und der glänzende Officier, in seinen Nachtmantel gehüllt, ritt schnell vor Quasimodo vorbei.

Der Läuter ließ ihn die Straßenecke erreichen, dann fing er an zu laufen mit seiner Affenbehendigkeit und rief: »He! Capitain!«

Der Capitain hielt still.

»Was will der Schuft von mir?« indem er in der Dunkelheit diese lendenlahme Gestalt bemerkte, welche hinter ihm herhumpelte.

Quasimodo hatte ihn indessen erreicht, und dreist den Zügel seines Pferdes ergriffen: »Folgt mir, Capitain; hier ist Jemand, der Euch sprechen will.«

»Donner und Wetter!« murmelte Phöbus, »das ist ein häßlich zerzaus'ter Vogel, den ich wohl irgend schon einmal gesehen haben muß. — Holla! Kerl, willst Du wohl den Zügel meines Pferdes loslassen?«

»Capitain,« antwortete der Taube, »fragt Ihr nicht, wer es ist?«

»Ich sage Dir, Du sollst mein Pferd loslassen!« antwortete Phöbus ungeduldig. »Was will der Schuft, daß er sich so an das Stirnblech meines Gauls hängt? Hältst Du etwa mein Pferd für einen Galgen?«

Quasimodo, weit entfernt, den Zügel des Pferdes loszulassen, schickte sich an, ihn zurückzuzerren. Da er sich den Widerstand des Capitains nicht erklären konnte, so beeilte er sich, ihm zu sagen: »Kommt, Capitain, es ist ein Frauenzimmer, welches Euch erwartet.« Er

fügte mit Anstrengung hinzu: »Ein Frauenzimmer, das Euch liebt.«

»Ein sonderbarer Schuft!« sagte der Capitain, »der glaubt, ich sey verpflichtet, zu allen Weibern zu gehen, die mich lieben, oder die es vorgeben. — Und wenn sie zufällig Dir ähnlich sieht, Du Nachteulengesicht? — Sage Derjenigen, welche Dich schickt, daß ich mich verheirathen will, und daß sie sich zum Teufel schere!«

»Hört zu,« rief Quasimodo, welcher mit einem Worte sein Zaudern zu besiegen hoffte, »kommt, gnädiger Herr! es ist die bewußte Zigeunerin!«

Dieses Wort machte einen gewaltigen Eindruck auf den Capitain, aber nicht einen solchen, als ihn der Taube erwartete. Man wird sich erinnern, daß unser galanter Officier sich mit Fleur-de-Lys zurückgezogen hatte einige Augenblicke vorher, als Quasimodo die Verurtheilte aus Charmolue's Händen rettete. Seitdem hatte er sich bei allen Besuchen im Hause Gondelaurier wohl in Acht genommen, dieses Frauenzimmer zu erwähnen, an welches die Erinnerung ihm überhaupt peinlich war, und von ihrer Seite hatte Fleur-de-Lys es nicht für rathsam gehalten, ihm zu sagen, daß die Zigeunerin noch am

Leben wäre. Phöbus hielt also die arme »Similar« für todt, und zwar schon seit einem oder zwei Monaten. Dazu kam, daß seit wenigen Augenblicken der Capitain an die tiefe Dunkelheit der Nacht, an die übernatürliche Häßlichkeit, an die Grabesstimme des seltsamen Boten dachte, daß Mitternacht vorüber, und die Straße so öde war wie an dem Abend, an welchem das Mönchsgespenst ihm nahe gekommen war, und daß sein Pferd schnob, indem es Quasimodo ansah.

»Die Zigeunerin!« rief er fast erschrocken aus. »Kommst Du denn aus der andern Welt?« — Bei diesen Worten legte er die Hand an das Gefäß seines Degens.

»Schnell, schnell,« sagte der Taube, indem er versuchte, das Pferd fortzuziehen, »hierher!«

Phöbus versetzte ihm einen gewaltigen Tritt auf die Brust.

Quasimodo's Auge funkelte. Er machte eine Bewegung, als ob er über den Capitain herfallen wollte. Dann sagte er, sich steif machend: — »Ach! wie glücklich seid Ihr, daß Ihr Jemand habt, der Euch liebt.«

Er legte einen Nachdruck auf das Wort Jemand, ließ den Zügel los, und rief: »Reitet nur weiter!«

Phöbus gab seinem Pferde fluchend die Sporen. Quasimodo sah ihn in dem Dunkel der Straßen verschwinden. — »Ach!« sagte der arme Taube ganz leise, »so etwas auszuschlagen!«

Er kehrte in die Kirche zurück, steckte seine Lampe an, und stieg auf den Thurm. Wie er es sich gedacht hatte, so fand er die Zigeunerin noch an demselben Platze. Sobald sie ihn bemerkte, lief sie auf ihn zu. — »Allein!« rief sie, indem sie schmerzerfüllt ihre schönen Hände zusammenschlug.

»Ich habe ihn nicht wieder finden können,« sagte Quasimodo kalt.

»Du mußtest die ganze Nacht auf ihn warten,« versetzte sie, sich ereifernd.

Er sah ihre zornige Geberde, und verstand den Vorwurf. — »Ich will ihm ein ander Mal besser nachspüren,« sagte er, den Kopf neigend.

»Geh weg!« sagte sie zu ihm.

Er verließ sie. Sie war mit ihm unzufrieden. Er hatte lieber von ihr schlecht behandelt werden, als sie betrüben wollen. Er hatte den ganzen Schmerz für sich behalten.

Von diesem Tage an sah ihn die Zigeunerin nicht mehr. Höchstens sah sie bisweilen auf der Spitze des Thurms die Gestalt des Läuters,

welcher seinen melancholischen Blick auf sie heftete. Aber sobald sie ihn bemerkte, verschwand er.

Wir müssen bemerken, daß sie wenig betrübt war über diese freiwillige Abwesenheit des armen Buckligen. Im Grunde ihres Herzens wußte sie es ihm Dank. Uebrigens täuschte sich Quasimodo in dieser Hinsicht nicht.

Sie sah ihn nicht mehr, aber sie empfand die Gegenwart eines guten Genius rings um sich her. Ihr Mundvorrath erneuerte sich durch eine unsichtbare Hand während ihres Schlafs. Eines Morgens fand sie auf ihrem Fenster einen Käfig mit Vögeln. Ueber ihrer Zelle war eine Bildhauerarbeit, welche ihr Furcht einflößte. Sie hatte es mehr als einmal vor Quasimodo geäußert. Eines Morgens (denn alle diese Dinge geschahen des Nachts) sah sie dieselbe nicht mehr, man hatte sie abgebrochen. Derjenige, welcher da hinauf geklettert war, hatte sein Leben gewagt.

Bisweilen hörte sie am Abend hinter dem Schallloche des Thurms verborgen eine Stimme, welche gleichsam, um sie in Schlaf zu singen, einen traurigen und seltsamen Gesang brummte. Es waren Verse ohne Reime, wie wohl ein Taubber sie machen kann:

Sieh nicht auf die Gestalt, junges Mädchen, sieh auf's Herz.
Häßlich ist oft eines schönen Jünglings Herz.
Herzen gibt es, welche nicht die Liebe treu erhalten.
Junges Mädchen, zwar die Tanne ist nicht schön,
Ist nicht schön und prachtvoll wie die Pappel,
Aber selbst im Winter hat sie ihre Blätter.
Ach! was hilft's, dies Alles sagen?
Was nicht schön ist, hat kein Recht zu sein;
Schönheit liebet immer nur die Schönheit.
Immer kehrt April dem Januar den Rücken zu.
Nur die Schönheit ist vollkommen,
Nur die Schönheit überwindet Alles,
Sie nur ist das Einzige, das nichts Halbes hier auf Erden ist.
Rabe flieget nur am Tage,
Eule flieget nur bei Nacht,
Schwan fliegt Tag und Nacht umher.

Eines Morgens sah sie beim Erwachen in ihrem Fenster zwei Gefäße voll Blumen. Das eine war ein Gefäß von Kristall, sehr schön und glänzend, aber zersprungen. Das Wasser, womit es angefüllt gewesen, war herausgelaufen, und die Blumen darin waren verwelkt. Das andere war ein Topf von Sandstein, plump und gemein, der aber sein ganzes Wasser behalten hatte, und dessen Blumen frisch und grünend geblieben waren.

Ich weiß nicht, ob sie es absichtlich that,

genug, die Esmeralda nahm das verwelkte Bouquet und trug es den Tag über an ihrem Busen.

An diesem Tage hörte sie die Stimme des Thurms nicht singen. Sie kümmerte sich wenig darum. Sie brachte ihre Tage damit hin, daß sie Oschali liebkos'te, die Thür des Hauses Gondelaurier beobachtete, sich ganz leise mit Phöbus unterhielt und ihr Brot den Schwalben hinkrümelte.

Uebrigens sah und hörte sie Quasimodo gar nicht mehr. Der arme Läuter schien aus der Kirche verschwunden zu sein. Jedoch in einer Nacht, in der sie nicht schlief und an ihren schönen Hauptmann dachte, hörte sie neben ihrer Zelle seufzen. Erschrocken stand sie auf und sah beim Schimmer des Mondes eine unförmliche Masse, welche quer vor ihrer Kammer lag. Quasimodo war's, der da auf dem Steinboden schlief.

V.

Der Schlüssel zur rothen Pforte.

Unterdessen hatte der Archidiaconus erfahren, auf welche wunderbare Art und Weise die Zigeunerin gerettet war. Als er dies erfuhr, wußte er nicht, was er dabei empfand. Er hatte

sich mit Esmeralda's Tod abgefunden. So war er ruhig: er hatte den höchsten möglichen Grad des Schmerzes erlitten; das menschliche Herz kann nur eine gewisse Quantität Verzweiflung fassen. Wenn der Schwamm voll ist, so kann das Meer darüber hinweggehen, ohne daß noch ein Tropfen mehr hineinzöge. Das war bei Claude der Fall gewesen. Die Esmeralda war todt, nun war auf dieser Erde für ihn Alles vorbei. Aber sie und Phöbus am Leben wissen — damit fingen die Martern, die Erschütterungen, das qualvolle Leben wieder an. Claude war dessen herzlich satt.

Als er die Nachricht erhielt, schloß er sich in seine Klosterzelle ein. Er erschien weder bei den Conferenzen der Capitularen, noch beim Gottesdienste. Er verschloß Allen, selbst dem Bischof, seine Thür. So war er mehrere Wochen eingemauert geblieben. Man hielt ihn für krank. Er war es in der That.

Was machte er so in der Zelle eingeschlossen? Mit welchen Gedanken schlug sich der Unglückliche herum? Lieferte er seiner furchtbaren Leidenschaft den letzten Kampf? Schmiedete er etwa einen Plan des Verderbens für sie und für sich?

Sein Johann, sein geliebter Bruder, sein verzogenes Kind, kam einst an seine Thür, klopfte an, fluchte, bat flehentlichst, nannte sich zehnmal. Claude öffnete nicht.

Ganze Tage verlebte er, das Gesicht an die Glasscheiben seines Fensters gepreßt. Von diesem im Kloster gelegenen Fenster sah er das Gemach der Esmeralda; oft sah er sie selbst mit ihrer Ziege, bisweilen mit Quasimodo. Er bemerkte die zarte Sorgfalt des Tauben, seinen Gehorsam, sein unterwürfiges Betragen gegen die Zigeunerin. Er erinnerte sich, denn er hatte ein gutes Gedächtniß, und das Gedächtniß ist die Folter der Eifersüchtigen, er erinnerte sich des sonderbaren Blickes, mit welchem der Läuter an einem Abend auf die Tänzerin herabsah. Er fragte sich, welcher Beweggrund Quasimodo dahin hatte bringen können, sie zu retten. Er war Zeuge von tausend kleinen Scenen zwischen der Zigeunerin und dem Tauben, dessen Mienenspiel von fern gesehen und durch seine Leidenschaft erklärt, ihm sehr zärtlich zu sein schien. Er traute nicht den sonderbaren Neigungen der Weiber. Da fühlte er, daß in ihm eine Eifersucht erwachte, an welche er nie gedacht hatte, eine Eifersucht, die ihn vor Scham und Unwillen erró-

then ließ. — Mit dem Capitain, das ging doch noch an, aber dieser! — Der Gedanke marterte ihn.

Seine Nächte waren schrecklich. Sobald er erfuhr, daß die Zigeunerin am Leben war, verschwanden die gespenstischen Ideen, welche ihn einst ganz erfüllt hatten, und das Fleisch fing wieder an, ihn zu stacheln. Er wand sich auf seinem Bette umher, wenn er daran dachte, daß das junge, braune Mädchen so nahe bei ihm war.

In jeder Nacht stellte seine rasende Einbildungskraft ihm die Esmeralda in allen den Stellungen vor die Seele, welche sein Blut am heftigsten in Sieden gebracht hatten. In einer Nacht besonders erhitzten diese Bilder sein Priesterblut dergestalt, daß er in sein Kopfkissen biß, aus dem Bette sprang, ein Gewand über sein Hemd warf, und die Lampe in der Hand, halb nackt, verwirrt, mit Feuer im Auge, seine Zelle verließ.

Er wußte, wo der Schlüssel zur rothen Pforte, welche das Kloster mit der Kirche verband, zu finden war, und er hatte, wie man weiß, immer einen Schlüssel zur Thurmtreppe bei sich.

In dieser Nacht war die Esmeralda voller Hoffnung und süßer Gedanken in ihrem Gemache eingeschlafen. Sie schlief schon eine geraume Zeit, wie immer von Phöbus träumend, als es ihr vorkam, als ob sie um sich her ein Geräusch hörte. Sie hatte einen leichten, unruhigen Schlaf wie ein Vogel; das geringste Geräusch erweckte sie. Sie öffnete ihre Augen. Die Nacht war sehr finster. Jedoch sah sie an der Dachluke eine Gestalt, welche sie betrachtete; dabei war eine Lampe, welche diese Erscheinung beleuchtete. In dem Augenblicke, wo dieselbe sich von der Esmeralda bemerkt sah, löschte sie die Lampe aus. Nichts desto weniger hatte das junge Mädchen Zeit gehabt, ihn zu erkennen; ihre Augenlider schlossen sich vor Schreck. »Ach!« sagte sie mit erstickter Stimme, »der Priester!«

Ihr ganzes voriges Unglück trat wie ein Blitz vor ihre Seele. Sie fiel erstarrt auf ihr Bett zurück.

Einen Augenblick darauf fühlte sie an ihrem Körper eine Berührung, welche sie so entsetzte, daß sie munter geworden und wüthend sich im Bette aufrichtete.

Der Priester war in ihr Bette hineingeschlüpft. Er umfaßte sie mit beiden Armen.

Sie wollte schreien und konnte nicht. — »Geh' fort, Ungeheuer! fort mit Dir, Mörder!« sagte sie mit einer vor Zorn und Entsetzen zitternden und leisen Stimme.

»Gnade! Gnade!« murmelte der Priester, indem er seine Lippen auf ihre Schultern preßte.

Sie faßte seinen kahlen Kopf bei dem Reste seiner Haare, und bemühte sich, seine Küsse zu entfernen, als ob es Bisse gewesen wären.

»Gnade!« wiederholte der Unglückliche. »Wenn Du wüßtest, wie meine Liebe für Dich beschaffen ist! Sie ist Feuer, geschmolzenes Blei, tausend Messer in meinem Herzen!«

Und er hielt ihre beiden Arme mit übermenschlicher Stärke fest. — Fast ohnmächtig sagte sie: »Laß mich los, oder ich speie Dir ins Gesicht.«

Er ließ sie los. — »Beschimpfe mich, schlage mich, sei boshaft! mache, was Du willst! Aber Gnade! liebe mich!«

Da schlug sie mit einer kindischen Wuth auf ihn los. »Fort mit Dir, Teufel!«

»Liebe mich! liebe mich! Erbarmen!« schrie der arme Priester, indem er sich auf sie wälzte, und ihre Schläge mit Liebkosungen vergalt.

Plötzlich fühlte sie, daß er stärker war als

sie. — »Es muß ein Ende werden!« sagte er mit den Zähnen knirschend.

Sie war überwältigt, zuckend, gebrochen in seinen Armen, ganz in seiner Gewalt. Sie versuchte eine letzte Anstrengung, und fing an zu schreien: »Hülfe! Ein Vampyr! Ein Vampyr!«

Niemand kam. Dschali war aufgeweckt, und meckerte angstvoll.

»Schweige!« sagte der Priester keuchend.

Plötzlich fühlte die Hand der Zigeunerin, indem sie auf dem Boden umhertappte, etwas Kaltes und Metallisches. Es war Quasimodo's Pfeife. Sie faßte sie mit einer convulsivischen Bewegung, führte sie an ihre Lippen, und pfiff darauf mit aller Gewalt, die ihr übrig geblieben war. Die Pfeife gab einen hellen, durchdringenden Ton von sich.

»Was ist das?« sagte der Priester.

Beinahe in demselben Augenblicke fühlte er sich von einem starken Arm aufgehoben. Die Zelle war dunkel; er konnte nicht unterscheiden, wer ihn so hielt; aber er hörte Zähne vor Wuth klappern, und es war noch eben hell genug, um über seinem Haupte eine breite Messerklinge glänzen zu sehen.

Der Priester glaubte Quasimodo's Gestalt

zu erkennen. Er erinnerte sich, beim Hineingehen in das Gemach mit dem Fuße an einen Packen gestoßen zu haben, der außerhalb quer vor der Thür lag. Indessen, da der neu Hinzugekommene kein Wort vorbrachte, wußte er nicht, was er davon denken sollte. Er warf sich über den Arm her, welcher das Messer hielt und schrie: »Quasimodo!« Er vergaß in diesem unglücklichen Augenblicke, daß Quasimodo taub war.

In einem Augenblicke war der Priester zu Boden geworfen und fühlte ein Knie von der Schwere eines Bleiklumpens sich auf seine Brust stützen. An der schiefen Gestalt dieses Knie's erkannte er Quasimodo; aber was war zu thun? wie sollte er von Jenem erkannt werden? die Nacht machte den Tauben auch blind.

Er war verloren, das junge Mädchen, mitleidslos, wie eine Tigerin, kam nicht dazwischen, um ihn zu retten. Das Messer kam seinem Kopfe näher; der Augenblick war kritisch. Plötzlich schien sein Gegner zu zaudern. — »Kein Blut in ihrer Nähe!« sagte er in einem dumpfen Tone.

Es war wirklich Quasimodo's Stimme.

Darauf fühlte der Priester eine dicke Hand,

welche ihn am Fuße aus der Zelle herausschleifte; da sollte er sterben. Zum Glück für ihn war der Mond vor einigen Augenblicken aufgegangen.

Als sie eben aus der Thür des Gemachs herausgekommen waren, fiel sein blasser Strahl auf die Gestalt des Priesters. Quasimodo sah ihn ins Gesicht: ein Zittern ergriff ihn, er ließ den Priester los und trat zurück.

Die Zigeunerin, welche bis auf die Schwelle ihrer Thür vorgeschritten war, sah mit Erstaunen, wie sich die Rollen so plötzlich vertauschten. Jetzt war es der Priester, welcher drohte, und Quasimodo, welcher flehte.

Der Priester, welcher dem Tauben mit zornigen Geberden drohte, gab ihm herrisch das Zeichen, sich zu entfernen.

Der Taube ließ den Kopf hängen, dann warf er sich vor der Thür der Zigeunerin auf die Knie. — »Gnädiger Herr,« sagte er mit tiefer und resignirter Stimme, »nachher werdet Ihr thun, was Euch beliebt, aber erst tödtet mich.«

Bei diesen Worten reichte er dem Priester sein Messer hin. Der Priester, welcher außer sich war, warf sich darüber her. Aber das junge Mädchen war schneller als er; sie riß

das Messer aus Quasimodo's Händen und brach in ein wüthendes Gelächter aus. — »Tritt näher!« sagte sie zum Priester.

Sie hielt die Klinge in die Höhe. Der Priester blieb unentschlossen. Sie hätte sicherlich zugestoßen. — »Du wagst es nicht, näher zu treten, Feiger!« rief sie ihm zu mit einem mitleidslosen Ausdrucke, und wohl wissend, daß sie das Herz des Priesters mit tausend glühenden Eisen durchbohrte, fügte sie hinzu: »Ach! ich weiß wohl, daß Phöbus nicht todt ist.«

Der Priester warf Quasimodo mit einem Fußtritt zur Erde und verschwand, vor Wuth knirschend, unter dem Treppengewölbe.

Als er weg war, nahm Quasimodo die Pfeife auf, welche die Zigeunerin gerettet hatte. — »Sie rostete,« sagte er, indem er sie ihr wieder gab, und ließ sie allein.

Das junge Mädchen, welches dieser Auftritt gewaltig erschüttert hatte, fiel auf ihr Bette zurück und fing bitterlich an zu weinen. Ihr Horizont wurde düster.

Der Priester seinerseits hatte sich wieder in seine Zelle hineingetappt.

Don Claude war auf Quasimodo eifersüchtig.

Er wiederholte mit nachdenkender Miene seine verhängnißvollen Worte: »Niemand soll sie besitzen.«

Neuntes Buch.

I.

Gringoire hat mehrere erfolgreiche Ideen.

Seitdem Gringoire gesehen hatte, wie die ganze Sache ablief, und daß auf jeden Fall der Strick, der Galgen und andere Unannehmlichkeiten den Hauptpersonen dieser Tragödie bevorstanden, hatte er nicht mehr daran gedacht, sich hineinzumischen. Die Gauner, unter denen er geblieben war, in der Erwägung, daß dies am Ende doch die beste Gesellschaft in Paris war, hatten nicht aufgehört, an dem Schicksal der Zigeunerin Antheil zu nehmen. Er hatte dies sehr natürlich an Leuten gefunden, welche wie jene keine andere Aussicht als Charmolue und Torterue hatten und welche nicht wie er in den Regionen der Phantasie den Pegasus tummelten. Er hatte von ihnen erfahren, daß seine beim zerbrochenen Kruge ihm angetraute Gattin sich in die Kirche Notre-Dame geflüchtet hatte, und er war recht erfreut darüber. Aber er kam nicht

einmal in Versuchung, sie zu besuchen. Er dachte bisweilen an die kleine Ziege und das war Alles. Uebrigens machte er am Tage Kunststücke, um seinen Lebensunterhalt zu gewinnen, und des Nachts arbeitete er an einer Denkschrift gegen den Bischof von Paris; denn er hatte noch nicht vergessen, wie er von dessen Mühlenrädern überschwemmt war, und immer einen Groll auf ihn behalten. Auch beschäftigte er sich damit, das schöne Werk von Baudry-le-Rouge, Bischof von Noyon und Tournay, »De cupa petrarum« zu commentiren, welches ihm einen großen Geschmack an der Baukunst eingeflößt hatte; eine Neigung, die in seinem Herzen an die Stelle seiner frühern Leidenschaft für die Alchymie getreten war.

Eines Tages war er bei St. Germain-l'Aurerrois an der Ecke eines Gebäudes stehen geblieben, welches man le For-l'Evèque nannte, und das einem andern, le For le-Roi genannt, gerade gegenüber lag. Zu diesem For-l'Evèque gehörte eine allerliebste Kapelle aus dem 14ten Jahrhunderte, deren Hauptseite gerade auf die Straße hinausging. Gringoire untersuchte mit Andacht die äußere Bildhauerarbeit. Er befand sich in einem Augenblicke jenes höchsten Künstler-

genusses, in welchem der Künstler nichts in der Welt sieht als die Kunst und die Welt in der Kunst. Plötzlich fühlte er, daß sich eine schwere Hand auf seine Schulter legte. Er drehte sich um. Es war sein alter Freund und Lehrer, der Archidiaconus. Er stand ganz bestürzt da. Seit langer Zeit hatte er den Archidiaconus nicht gesehen, und Don Claude war einer von den feierlichen und leidenschaftlichen Menschen, deren Begegnung immer das Gleichgewicht eines skeptischen Philosophen stört.

Der Archidiaconus beobachtete einige Minuten lang ein Stillschweigen, während welcher Zeit Gringoire Muße hatte, ihn zu betrachten. Er fand Don Claude sehr verändert: blaß wie ein Wintermorgen, die Augen hohl, die Haare fast ganz gebleicht. Endlich unterbrach der Priester das Schweigen, indem er in einem ruhigen, aber kalten Tone sagte: »Wie befindet Ihr Euch, Meister Peter?«

»Meine Gesundheit?« antwortete Gringoire. »Ei nun! man kann davon dies und jenes sagen. Jedoch ist sie im Ganzen gut. Ich genieße von keiner Sache zu viel. Ihr wißt, Meister, das Geheimniß, sich wohl zu befinden, ist nach Hippokrates: cibi, potus, somni, venus, omnia moderata sint.«

»Ihr habt also keinen Kummer, Meister Peter?« versetzte der Archidiaconus, indem er Gringoire fest ansah. — »Meiner Treu! Nein.« — »Und was treibt Ihr jetzt?« — »Ihr seht es, Meister. Ich untersuche den Zuschnitt dieser Steine, und die Art und Weise, wie dieses Basrelief ausgehauen ist.«

Der Priester fing an zu lächeln, mit jenem bittern Lächeln, welches nur eine Ecke des Mundes verzieht. »Und das ergötzt Euch?«

»Es ist mein Paradies!« rief Gringoire. Und indem er sich über die Bildhauerarbeiten mit der verzückten Miene eines Menschen, der lebende Erscheinungen demonstrirt, herabneigte, sagte er: »Findet Ihr zum Beispiel nicht diese Verwandlung in halb erhobner Arbeit mit viel Geschicklichkeit, Genauigkeit und Geduld ausgeführt? Seht diese kleine Säule an. Um welches Kapital herum habt Ihr wohl zarter gearbeitete Blätter gefunden? Hier sind drei Haut-Reliefs von Jean Maillevin. Es sind nicht die schönsten Arbeiten dieses großen Genie's. Nichts desto weniger sind sie vermöge der Natürlichkeit der Gesichter, vermöge der Heiterkeit der Stellungen und der Draperie, und dieser unerklärlichen Lieblichkeit, welche sich mit allen seinen

Fehlern verbindet, ganz allerliebste und sehr zarte Gestalten, vielleicht etwas allzu zart. — Findet Ihr das nicht unterhaltend?«

»O ja!« sagte der Priester.

»Und wenn Ihr erst das Innere der Kapelle sähet!« versetzte der Dichter mit seiner übertriebenen Begeisterung. »Ueberall Sculpturen. Sie ist davon ganz kraus wie das Herz eines Kohlkopfs.«

Don Claude unterbrach ihn: »Ihr seid also glücklich?«

Gringoire antwortete mit Feuer: »Auf Ehre, ja! Ich habe zuerst die Weiber geliebt, dann die Thiere. Jetzt liebe ich Steine. Das ist eben so ergötzlich als Weiber und Thiere, und sie sind weniger treulos.«

Der Priester legte seine Hand an die Stirn. Das war seine eigenthümliche Geberde. — »In der That!«

»Wisset!« sagte Gringoire, »man hat seltene Genüsse!« Er ergriff den Arm des Priesters, welcher ihm sich überließ und trat mit ihm unter den Treppenthurm vom For-l'Evêque. »Das ist eine Treppe! Jedesmal, wenn ich sie erblicke, bin ich glücklich. Alle Stufen sind nach unten abgerundet. Ihre Schönheit und Einfach-

heit besteht in der Breite der Stufen, die ungefähr einen Fuß beträgt; dazu sind sie auf eine wahrhaft feste und zierliche Weise mit einander verbunden!«

»Und Ihr wünschet nichts?« — »Nein.« — »Und bereuet nichts?«

»Weder Reue noch Wunsch. Ich habe mein Leben geordnet.«

»Was die Menschen ordnen,« sagte Claude, »das werfen die Umstände über den Haufen.«

»Ich bin ein pyrrhonischer Philosoph,« antwortete Gringoire, »und ich halte Alles im Gleichgewichte.«

»Und wie erwerbt Ihr Euren Lebensunterhalt?«

»Ich mache noch hier und da Epopöen und Tragödien; aber was mir am meisten einbringt, das ist der Erwerbszweig, den Ihr kennt, Meister: ich trage Pyramiden von Stühlen auf meinen Zähnen.«

»Das Gewerbe ist ein wenig plump für einen Philosophen.«

»Es gehört aber auch zum Gleichgewichte,« sagte Gringoire. »Wenn man einen Gedanken hat, findet man ihn in Allem wieder.«

»Ich weiß es,« antwortete der Archidiaconus.

Nach einer kurzen Pause fuhr der Priester fort: »Ihr seid nichts desto weniger in einer elenden Lage?«

»Elend, ja, das bin ich; aber unglücklich nicht.«

In diesem Augenblicke hörten sie ein Pferdegetrappel, und unsere beiden Sprecher sahen am Ende der Straße eine Compagnie königlicher Bogenschützen, den Officier an ihrer Spitze, vorbeiziehen. Es war ein glänzender Zug und der Boden erdröhnte davon.

»Wie betrachtet Ihr jenen Officier so genau!« sagte Gringoire zum Archidiaconus.

»Ich glaube, ihn wieder zu erkennen.« — »Wie nennt Ihr ihn?« — »Ich glaube,« sagte Claude, »er heißt Phöbus von Chanteaupers.«

»Phöbus! ein merkwürdiger Name! Es gibt auch einen Phöbus, einen Grafen von Foix. Ich erinnere mich, ein Mädchen gekannt zu haben, welches nur bei dem Namen Phöbus schwur.«

»Kommt mit,« sagte der Priester. »Ich habe Euch etwas zu sagen.«

Seitdem jener Trupp vorübergezogen war, drang eine innere Bewegung durch die eisige Hülle des Archidiaconus. Er fing an zu gehen.

Gringoire folgte ihm, gewohnt, ihm zu gehorchen, wie Alles, was sich einmal diesem überwiegenden Manne genähert hatte. Schweigend kamen sie bis zur Bernhardinerstraße, welche ziemlich öde war. Don Claude blieb hier stehen.

»Was habt Ihr mir zu sagen, lieber Meister?« fragte ihn Gringoire.

»Findet Ihr nicht,« antwortete der Archidiaconus mit der Miene tiefen Nachdenkens, »daß das Kleid dieser Reiter, welche wir eben gesehen haben, schöner ist als das Eurige und das meinige?«

Gringoire warf den Kopf zurück. »Meiner Treu! ich ziehe meine gelbe und rothe Jacke jenen eisernen und stählernen Schuppen vor. Ein schönes Vergnügen, fürwahr, im Gehen so viel Lärm zu machen als der Quai de la Ferraille bei einem Erdbeben!«

»Also habt Ihr nie diese schönen Männer in ihren Kriegsröcken beneidet?« — »Beneidet? Weßwegen, Herr Archidiaconus? Etwa ihrer Stärke, ihrer Bewaffnung, ihrer Kriegszucht wegen? Besser ist die Philosophie und die Unabhängigkeit in Lumpen. Ich will lieber ein Mückenkopf sein als ein Löwenschweif.«

»Das ist sonderbar,« sagte der Priester.

»Eine schöne Uniform bleibt doch immer schön.« — Als Gringoire ihn so nachdenkend sah, verließ er ihn, um die Vorhalle eines benachbarten Hauses zu bewundern. Er kam zurück und klatschte in die Hände. — »Wenn Ihr weniger mit den schönen Kleidern der Kriegsleute beschäftigt wäret, Herr Archidiaconus, so würde ich Euch bitten, mitzugehen und jene Thür zu besehen. Ich habe es immer behauptet, das Haus des Herrn Aubry hat den prachtvollsten Eingang von der Welt!«

»Peter Gringoire,« sagte der Archidiaconus, »was ist aus der kleinen Zigeunertänzerin geworden?«

»Aus der Esmeralda? Ihr verändert ja sehr schnell die Unterhaltung.«

»War sie nicht Eure Frau?« — »Ja, vermöge eines zerbrochenen Kruges. Wir hatten uns auf vier Jahre. Aber wie,« fügte Gringoire hinzu, indem er den Archidiaconus mit einer halb scherzhaften Miene ansah, »Ihr denkt noch immer an sie?«

»Und Ihr denkt nicht mehr daran?«

»Wenig. — Ich habe so viele Dinge! ... Mein Gott! wie hübsch war ihre kleine Ziege!« — »Hatte Euch diese Zigeunerin nicht das Le-

ben gerettet?« — »Wahrlich, das ist wahr.« — »Nun gut! was ist aus ihr geworden? Was habt Ihr mit ihr angefangen?«

»Ich kann's Euch nicht sagen. Ich glaube, sie haben sie gehangen.«

»Ihr glaubt es?«

»Ich weiß es nicht gewiß. Als ich sah, daß man sie hängen wollte, habe ich mich zurückgezogen.«

»Ist das Alles, was Ihr von ihr wisset?« — »Wartet doch! Man hat mir erzählt, sie wäre in die Kirche Notre-Dame geflohen und dort in Sicherheit; das hat mich gefreut, und ich habe nicht erfahren können, ob die Ziege sich mit ihr gerettet hat. Das ist Alles, was ich davon weiß.«

»Ich will Euch noch mehr sagen,« rief Don Claude, und seine bis dahin leise, langsame und fast dumpfe Stimme war donnernd geworden. »Sie ist in der That in die Kirche geflohen. Aber in drei Tagen wird das Gericht sie wieder herausholen und dann wird sie gehangen werden. Es ist ein Parlamentsbeschluß.«

»Das ist sehr betrübt,« sagte Gringoire.

Der Priester war in einem Augenblicke wieder kalt und ruhig geworden.

»Und wer Teufel,« erwiederte der Poet, »hat sich denn ein Vergnügen daraus gemacht, bei dem Parlamente um solch einen Beschluß nachzusuchen? Konnte man nicht das Parlament in Frieden lassen? Was macht das aus, wenn ein junges Mädchen sich unter den Strebepfeilern der Kirche Notre-Dame neben den Schwalbennestern verbirgt?«

»Es gibt Teufel in der Welt,« antwortete der Archidiaconus.

»Das ist verteufelt schlecht angefangen,« bemerkte Gringoire.

Nach einer Pause nahm der Archidiaconus wieder das Wort: »Sie hat Euch also das Leben gerettet?«

»Bei meinen guten Freunden, den Gaunern. Um ein Haar wäre ich gehangen. Es würde ihnen noch heute leid thun.«

»Wollt Ihr denn gar nichts für sie thun?«

»Ich wünschte nichts mehr als dies, Don Claude; aber wenn ich mir eine schlechte Geschichte an den Hals bringe!« — »Was thut das!« — »Bah! Was das thut! Ihr nennt es gut, Meister! Ich habe zwei große Werke angefangen.«

Der Priester schlug sich vor die Stirn.

Ungeachtet der Ruhe, welche er zu behaupten suchte, entdeckte doch von Zeit zu Zeit eine heftige Geberde seine innere Bewegung. — »Wie rettet man sie?«

Gringoire sagte zu ihm: »Lieber Meister, ich antworte Euch: Il padelt, das heißt auf Türkisch: Gott ist unsere Hoffnung.«

»Wie rettet man sie?« wiederholte Claude nachdenkend.

Gringoire legte seinerseits auch die Hand an die Stirn. »Hört mich an, Meister, ich besitze Einbildungskraft; ich will Hülfsmittel aufzufinden suchen. — »Wie, wenn man den König um ihre Begnadigung bäte?«

»Ludwig XI. um Begnadigung! — Warum nicht? — Geh' und nimm dem Tiger seinen Knochen!« — Gringoire suchte neue Auswege.

»Nun gut! Halt! — Sollen wir an die Matronen eine Bittschrift richten, mit der Erklärung, das Mädchen sei schwanger?«

Hier sprühte das hohle Auge des Priesters Flammen. — »Schwanger! Schurke! Weißt Du davon etwas?«

Gringoire war ganz erschrocken über sein Aussehen. Er eilte zu erklären: »Ach! nein, ich nicht! Unsere Ehe war ein echtes foris marita-

gium. Ich bin draußen geblieben. Aber man erhielte doch einen Aufschub.«

»Dummheit! Unsinn! schweig!«

»Ihr habt Unrecht, Euch zu erzürnen,« murmelte Gringoire. »Man erhält eine Frist; das thut Niemanden Schaden, und die Matronen, welche arme Weiber sind, gewinnen dabei 40 Heller Parisis.«

Der Priester hörte nicht auf ihn. — »Sie muß doch weg aus der Kirche,« murmelte er. »Das Urtheil wird binnen drei Tagen vollzogen! Wenn der Quasimodo nicht wäre, würde auch kein Parlamentsbeschluß da sein! Die Weiber haben mitunter einen sehr verdorbenen Geschmack!« — Er erhob seine Stimme: »Meister Peter, ich habe Alles wohl überlegt; es gibt nur ein Rettungsmittel für sie.«

»Welches denn? Ich sehe keins mehr.«

»Hört zu, Meister Peter, erinnert Euch, daß Ihr dem Mädchen Euer Leben verdankt. Ich will Euch offen meine Idee sagen. Die Kirche wird Tag und Nacht bewacht; man läßt nur die heraus, welche man hat hineingehen sehen. Ihr könnt also hineingehen. Ich werde Euch zu ihr führen. Ihr wechselt Eure Kleider mit ihr. Sie nimmt Euer Wamms; Ihr nehmt ihren Rock.«

»So weit geht die Sache recht gut,« bemerkte der Philosoph; »und dann?«

»Und dann? Sie geht in Euern Kleidern heraus; Ihr bleibt in den ihrigen zurück. Man hängt Euch vielleicht; aber sie wird gerettet sein.«

Gringoire kratzte sich mit einer sehr ernsthaften Miene hinter dem Ohre. »Das ist wahrlich eine Idee,« sagte er, »die mir nie von selbst eingefallen wäre.«

Bei dem unerwarteten Vorschlage Don Claude's hatte sich die offene und wohlwollende Miene des Dichters plötzlich verfinstert, wie eine lachende italische Landschaft, wenn plötzlich ein Windstoß eine Wolke vor die Sonne führt.

»Nun wohl, Gringoire, was sagt Ihr zu diesem Mittel?«

»Ich sage, lieber Meister, daß man mich nicht etwa vielleicht, sondern ohne Zweifel hängen wird.«

»Das geht uns nichts an.« — »Den Teufel!« sagte Gringoire.

»Sie hat Euch das Leben gerettet. Es ist eine Schuld, die Ihr abtragt.«

»Ich habe deren noch viele andere, die ich nie bezahle!«

»Meister Peter, Ihr müßt durchaus.« — Der Archidiaconus sprach herrisch.

»Hört mich an, Don Claude,« antwortete der Dichter ganz bestürzt. »Ihr haltet diese Idee so fest, und daran thut Ihr Unrecht. Ich sehe nicht ein, warum ich mich für einen Andern sollte hängen lassen.«

»Was habt Ihr denn, das Euch so an das Leben fesselt?«

»Ach! tausend Gründe.« — »Welche? sagt sie doch.«

»Welche? Die Luft, den Himmel, den Morgen, den Abend, den Mondschein, meine guten Freunde, die Gauner; die schönen Denkmäler der Baukunst; drei dicke Bücher, die ich noch schreiben muß; unter ihnen eins gegen den Bischof und seine Mühlen; und Gott weiß, was noch? Anaxagoras behauptete, auf der Welt zu sein, um die Sonne zu bewundern. Und dann habe ich das Glück, alle meine Tage, vom Morgen bis zum Abend, mit einem sehr talentvollen Manne zu verleben, nämlich mit mir selbst; und das ist sehr angenehm.«

»Ein Kopf, so hart, daß man eine Schelle daraus machen könnte!« murmelte der Archidiaconus. »Nun, sprich: dieses Leben, welches Du

Dir so angenehm machst, wer hat es Dir erhalten? Wem verdankst Du es, daß Du diese Luft einathmest, daß Du diesen Himmel siehst, und Deinen Lerchengeist mit Possen und Thorheiten ergötzen kannst? Sie soll also sterben, durch Dich, der Du am Leben bleibst? Ohne sie, wo wärest Du? Sie soll sterben, dieses schöne, sanfte, anbetungswürdige, dieses zum Lichte der Welt so nothwendige Geschöpf, welches göttlicher ist, als Gott selbst; während Du, halb gescheit und halb närrisch, der Du eine Art von Pflanzenleben führst, indem Du glaubst umherzugehen und zu denken, — während Du das Leben fortsetzest, das Du ihr gestohlen hast, eben so unnütz, als ein Licht am hellen Mittage? Nur ein wenig Mitleiden, Gringoire; sei auch großmüthig; sie hat damit den Anfang gemacht.«

Der Priester war heftig geworden. Gringoire hörte ihn Anfangs mit einer unentschlossenen Miene an, dann wurde er erweicht, und machte endlich eine tragische Miene, welche seine blasse Gestalt einem neugebornen Kinde ähnlich machte, welches die Kolik hat.

»Ihr seid pathetisch!« sagte er, sich eine Thräne abtrocknend. — »Nun gut! Ich will

es überlegen. — Es ist eine närrische Idee, die Ihr da gehabt habt. — Ueberhaupt,» fuhr er fort nach einer Pause, »wer weiß? Vielleicht hängen sie mich nicht. Nicht immer folgt die Hochzeit auf die Verlobung. Wenn sie mich in dem Kämmerchen finden, so seltsam ausstaffiret, im Weiberrocke, und mit der Haube auf dem Kopfe, so werden sie vielleicht anfangen zu lachen. — Und dann, wenn sie mich hängen, ei nun! der Strick ist eine Todesart, wie jede andere, oder vielmehr es ist eine, wie keine andere. Es ist ein Tod, würdig eines Weisen, der sein ganzes Leben hindurch oscillirt hat, ein Tod, der weder Fleisch noch Fisch ist, wie der Geist des echten Skeptikers, ein Tod, der ganz zum Pyrrhonismus paßt, welcher das Mittel hält zwischen Himmel und Erde, und einen in der Schwebe verläßt. Es ist der Tod eines Philosophen, und vielleicht bin ich dazu prädestinirt. Es ist prächtig, zu sterben, wie man gelebt hat.«

Der Priester unterbrach ihn: »Die Sache ist also abgemacht?«

»Was ist der Tod, bei Licht besehen?« fuhr Gringoire exaltirt fort. »Ein schlechter Augenblick, eine Zollstätte, der Uebergang vom Wenig

zu Nichts. Als Jemand den Ceroidas aus Megalopolis fragte, ob er gern stürbe? antwortete er: Warum nicht? denn nach meinem Tode werde ich die großen Männer sehen, einen Pythagoras unter den Philosophen, einen Hekatäus unter den Geschichtschreibern, einen Homer unter den Dichtern, einen Olympus unter den Musikern.«

Der Archidiaconus hielt ihm die Hand hin. — »So ist's also abgemacht? Ihr kommt morgen.«

Dieser Gestus führte Gringoire zur Wirklichkeit zurück.

»Ach! meiner Treu, nein!« sagte er mit dem Tone eines Menschen, der aus dem Schlafe erwacht. »Gehangen zu werden, das ist zu absurd. Ich will nicht.«

»Dann Adieu!« sagte der Archidiaconus, und fügte zwischen seinen Zähnen murmelnd hinzu: »Ich werde Dich schon wieder treffen!«

»Ich wünsche nicht, daß dieser Teufel von Menschen mich wiedertreffe,« dachte Gringoire, und lief hinter Don Claude her.

»Wartet doch, Herr Archidiaconus, keinen Groll unter alten Freunden! Ihr interessirt Euch für dieses Mädchen, für meine Frau, wollte ich sagen, das ist gut. Ihr habt eine List er-

sonnen, um sie aus Notre-Dame zu retten, aber diese List ist für mich äußerst unangenehm. — Wenn ich nun eine andere wüßte! — Ich will Euch zuvor sagen, daß mir so eben ein lichtvoller Gedanke eingefallen ist. — Wenn ich nun eine Idee hätte, sie zu retten, ohne daß mein Hals mit dem kleinsten Galgenstrick in Collision käme? Was würdet Ihr dazu sagen? Ist Euch das nicht genug? Ist es durchaus nothwendig, daß ich mich hängen lasse, um Euch zufrieden zu stellen?«

Der Priester riß vor Ungeduld die Knöpfe von seinem Priesterrocke ab. — »Ein Strom von Worten! — Worin besteht Dein Mittel?«

»Ja,« versetzte Gringoire, indem er in sich hineinsprach, und seinen Zeigefinger an die Nase legte, — »das ist's! — Die Gauner sind tapfere Leute! — Der ägyptische Stamm liebt sie! — Sie werden beim ersten Worte sich erheben! — Ein Gewaltstreich. — Mit Hülfe der Verwirrung wird man sie leicht entführen! — Bis morgen Abend.... Sie werden nicht mehr verlangen.«

»Das Mittel! sprich,« sagte der Priester, ihn rüttelnd.

Gringoire drehte sich majestätisch nach ihm

hin: — »Laßt mich doch zufrieden! Ihr seht ja, daß ich die Umstände zusammenstelle.« Er dachte noch einige Augenblicke nach, dann fing er an seine Gedanken zu beklatschen, und rief: »Bewundrungswürdig! Sicherer Erfolg!«

»Das Mittel!« wiederholte Claude zornig. Gringoire strahlte vor Freude.

»Kommt, ich will es Euch ganz leise sagen. Es ist eine wahrhaft lustige Gegenmine, die uns Alle aus dieser fatalen Lage retten wird. Wahrhaftig, Ihr müßt eingestehen, daß ich kein Dummkopf bin!«

Er unterbrach sich: — »Ach so! befindet sich die kleine Ziege bei dem Mädchen?«

»Ja. Hole Dich der Teufel!«

»Nicht wahr, diese würden sie auch gehangen haben?«

»Was geht das mich an?«

»Ja, sie würden sie gehangen haben. Sie haben ja im vergangenen Monate auch ein Schwein gehangen. Der Henker hat das gern; nachher verzehrt er das Thier. Meine hübsche Dschali sollte gehangen werden! Das arme kleine Lamm!«

»Verflucht!« rief der Priester. »Der Henker bist Du selbst. Welches Rettungsmittel hast

Du denn aufgefunden, Schurke? Muß ich Deine Idee mit der Zange herausholen?«

»Sehr schön, Meister! da ist sie.«

Gringoire neigte sich zum Ohre des Archidiaconus, sprach leise mit ihm, indem er von einem Ende der Straße bis zum andern unruhige Blicke umherwarf, obgleich Niemand vorbeiging. Als er geendet, faßte Don Claude seinen Arm und sagte kaltblütig zu ihm: »Das ist gut. Auf morgen also.«

»Auf morgen,« wiederholte Gringoire. Und während der Archidiaconus sich nach einer Seite entfernte, ging er nach der andern von dannen, indem er mit halblauter Stimme zu sich sagte: — »Das ist eine große Angelegenheit, Herr Peter Gringoire. Es thut nichts; damit ist nicht gesagt, daß man, weil man klein ist, vor einer großen Unternehmung erschrickt. Biton trug einen großen Stier auf seinen Schultern; die Bachstelzen und Grasmücken fliegen über den Ocean.«

II.

Werdet ein Gauner.

Der Archidiaconus fand, als er ins Kloster zurückkam, an der Thür seiner Zelle seinen Bru-

der Johann du Moulin, welcher ihn erwartete, und, um sich die Langeweile zu vertreiben, mit einer Kohle das Profil seines ältern Bruders, mit einer gewaltigen Nase ausgeschmückt, auf die Mauer gezeichnet hatte.

Don Claude bemerkte kaum seinen Bruder; er hatte andere Gedanken. Das heitere Gesicht des jungen Taugenichts, dessen Anblick so oft die düstere Physiognomie des Priesters erheitert hatte, war jetzt zu ohnmächtig, um den Nebel zu zerstreuen, welcher mit jedem Tage mehr über dieser verderbten, mephitischen und sumpfigen Seele brütete.

»Lieber Bruder,« sagte Johann schüchtern, »ich komme Euch zu besuchen.«

Der Archidiaconus blickte ihn kaum einmal an. — »Was weiter?«

»Lieber Bruder,« erwiederte der Heuchler, »Ihr seid so gut gegen mich, und Ihr gebt mir immer so gute Rathschläge, daß ich immer wieder zu Euch zurückkehre.«

»Was weiter?«

»Ach! lieber Bruder, Ihr hattet wohl Recht, als Ihr mir sagtet: Johann, Johann! **cessat doctorum doctrina, discipulorum disciplina.** Johann, werde vernünftig. Johann, lerne

Etwas. Johann, durchschwärme nicht die Nächte außer dem Collegium ohne gesetzmäßige Gelegenheit und Erlaubniß des Lehrers. Prügele Dich nicht mit den Picardiern: Noli, Joannes, verberare Picardos. Verliege Dich nicht wie ein asinus illiteratus auf dem Schulstroh. Johann, laß Dich vom Lehrer gutwillig bestrafen. Johann, gehe alle Abend in die Kapelle, und singe der heiligen Jungfrau zu Ehren Deine Vesper.«

»Ach! was waren das für herrliche Rathschläge.«

»Nun?«

»Lieber Bruder, Ihr seht einen Strafbaren, einen Verbrecher, einen elenden, ausschweifenden Menschen vor Euch! Mein lieber Bruder, Johann hat Eure schönen Rathschläge mit Füßen getreten. Ich bin dafür recht bestraft und der liebe Gott ist außerordentlich gerecht. So lange ich Geld hatte, habe ich geschmaus't und gezecht, Thorheiten getrieben, und ein lustiges Leben geführt. Ach! wie häßlich ist ein ausschweifendes Leben, so sehr es Anfangs Einen anlacht, am Ende! Jetzt besitze ich keinen Heller mehr; ich habe mein Tischtuch, mein Hemd und mein Handtuch verkauft; aus ist es mit

dem lustigen Leben! Das schöne Licht ist verlöscht, und ich habe nur noch den häßlichen Talgdocht, der mir in die Nase stinkt. Die Mädchen machen sich über mich lustig. Ich trinke Wasser. Ich werde gemartert von Gewissensbissen und Gläubigern.«

»Was weiter?« sagte der Archidiaconus.

»Ach! theuerster Bruder, ich wollte mich gern zu einem bessern Leben einrichten. Ich komme ganz zerknirscht zu Euch. Ich bin reuevoll. Ich beichte. Ich zerschlage meine Brust mit starken Faustschlägen. Ihr hattet den schönen Plan, aus mir einst einen Licentiaten und Submonitor am Collegio Torchi zu machen. Jetzt fühle ich für diesen Stand in mir einen wahrhaften Beruf. Aber ich habe keine Tinte mehr, ich muß mir wieder welche kaufen; ich habe kein Papier mehr, keine Bücher, ich muß mir Alles wieder anschaffen. Dazu bedarf ich einer Beihülfe, und ich komme zu Euch, lieber Bruder, mit zerknirschtem Herzen.«

»Ist das Alles?«

»Ja,« sagte der Schüler. »Ein wenig Geld.« — »Ich habe keins,« war die Antwort.

Nun nahm der Schüler eine ernste und entschlossene Miene an: — »Nun gut! Bruder;

es thut mir leid, Euch sagen zu müssen, daß man mir von einer andern Seite herrliche Anerbietungen und Vorschläge gemacht hat. Ihr wollt mir also kein Geld geben? — Wirklich nicht? — In diesem Falle werde ich ein Gauner.«

Als er dieses furchtbare Wort aussprach, nahm er eine Ajarmiene an, und war darauf gefaßt, den Blitz auf sein Haupt herabfallen zu sehen.

Der Archidiaconus sagte mit kaltem Tone: — »Werdet ein Gauner.«

Johann grüßte ihn, und stieg pfeifend die Treppe des Klosters hinab.

In dem Augenblicke, wo er auf dem Hofe des Klosters unter dem Fenster der Zelle seines Bruders vorbeiging, hörte er, wie sich dieses Fenster öffnete; er sah in die Höhe, und das strenge Gesicht des Archidiaconus sah heraus. — »Geh' zum Teufel!« sagte Don Claude; »dies ist das letzte Geld, welches Du von mir erhältst.«

Zugleich warf der Priester Johann eine Börse zu, welche dem Schüler eine dicke Beule an der Stirn verursachte, und womit Johann zugleich erzürnt und zufrieden von dannen ging, wie ein Hund, nach welchem man mit einem Markknochen geworfen hat.

III.

Es lebe die Freude.

Der Leser hat vielleicht nicht vergessen, daß ein Theil des Wunderhofes durch die alte Stadtmauer eingeschlossen wurde, von der eine bedeutende Zahl von Thürmen, schon in dieser Zeit, anfing, in Ruinen zu zerfallen. Einen dieser Thürme hatten die Gauner in einen Vergnügungsort verwandelt. Dieser Thurm war der lebhafteste und folglich auch der scheußlichste Punkt der Gaunerwirthschaft. Es war eine Art ungeheuern Bienenstocks, worin es Tag und Nacht summte. Des Nachts, wenn die Uebrigen schliefen, wenn man kein erhelltes Fenster auf dem Platze mehr erblickte, wenn man kein Geschrei mehr aus jenen zahllosen Häuschen, aus jenen Ameisenhaufen von Dieben, Mädchen, gestohlenen oder unehlichen Kindern erschallen hörte, erkannte man immer den Vergnügungsthurm an dem Lärm in seinem Innern, an dem scharlachrothen Lichte, welches überall aus den Luftlöchern, Fenstern, Mauerrissen, gleichsam wie aus seinen Poren hervorstrahlte.

Dieser hohle Thurm war also die Kneipe der Räuber. Man stieg durch eine niedrige Thür und eine Treppe, die so steil war als ein

klassischer Alexandriner, hinab. Ueber der Thür war statt eines Wirthshausschildes eine merkwürdige Sudelei, welche blanke Sols und getödtete Hühner darstellte, mit dem Calembour darunter: »Den Läutern für die Gestorbenen« (Aux sonneurs pour les trépassés).

Eines Abends, als das Feierabendgeläut von allen Thürmen in Paris ertönte, hätten die Leute der Nachtwache, wenn es ihnen erlaubt gewesen wäre, in den furchtbaren Wunderhof hineinzugehen, bemerken können, daß in der Gaunerherberge mehr Lärm war als gewöhnlich, daß man daselbst noch mehr zechte und fluchte. Außerhalb derselben standen auf dem Platze eine Menge von Gruppen, welche sich mit leiser Stimme unterhielten, wie wenn man einen großen Plan bespricht, und hier und da schliff ein Gauner, auf der Erde liegend, eine schlechte eiserne Klinge auf dem Pflaster.

Jedoch in der Kneipe selbst waren der Wein und das Spiel eine so mächtige Diversion für die Ideen, welche an diesem Abend die Gauner beschäftigten, daß es schwer gewesen wäre, aus den Worten der Trinker zu errathen, warum es sich handelte. Nur hatten sie eine fröhlichere Miene als gewöhnlich und man sah

an Aller Seite irgend eine Waffe glänzen, eine Hippe, ein Beil, einen großen Haudegen, oder den Haken einer alten Hellebarde.

Der Saal, von Gestalt rund, war sehr groß, aber die Tische standen so dicht neben einander und die Zecher waren so zahlreich, daß Alles, was die Kneipe enthielt: Männer, Weiber, Bänke, Bierkrüge, Trinker, Schläfer, Spieler, Gesunde und Lahme, mit eben so viel Ordnung und Harmonie unter einander aufgehäuft erschien, als ein Haufen von Austerschalen. Auf den Tischen standen einige angezündete Talglichter, aber das wahre Licht der Schenke, welches in ihr den Platz eines Kronleuchters in einem Opernsaale ersetzte, war das Feuer. Diese Höhle war so feucht, daß man selbst mitten im Sommer darin nicht das Feuer im Kamin ausgehen ließ; das Kamin war ungemein groß, mit einem Rauchfange mit Bildhauerei, ganz besetzt mit schweren, eisernen Feuerböcken und andern Küchengeräthen; darin brannte ein von Holz und Torf unterhaltenes Feuer, ähnlich denen, welche des Nachts auf den Straßen eines Dorfes die Fenster einer Schmiede so grell beleuchten. Ein großer Hund, welcher in der Asche saß, drehte vor dem Ofen einen mit Fleischstücken beladenen Bratspieß.

Wie groß auch die Verwirrung war, so konnte man auf den ersten Blick in dieser Menge doch drei Hauptgruppen unterscheiden, welche sich um drei Personen herumdrängten, die der Leser schon kennt. Die eine dieser Personen, mit manchem orientalischen Flitterstaat ausstaffirt, war Mathias Hungadi Spicali, der Herzog von Aegypten und Böhmen. Er saß auf einem Tische mit übereinander gekreuzten Beinen, und den Finger in die Höhe haltend, theilte er mit lauter Stimme dem um ihn herumstehenden Auditorio mit offenen Mäulern seine Kenntniß der weißen und schwarzen Magie mit. Eine andere Schaar drängte sich um unsern alten Freund, den tapfern, bis an die Zähne bewaffneten König von Thunes. Clopin Trouillefou vertheilte mit ernster Miene und leiser Stimme den Inhalt einer ungeheuren, mit Waffen angefüllten Tonne, welche vor ihm umgestürzt lag, und aus welcher Beile, Degen, Zündpfannen, Panzerhemden, Armbrüste, Bogen, Pfeile in Masse wie Aepfel und Trauben aus einem Füllhorne herausgefallen waren. Ein Jeder nahm von dem Haufen: der Eine die Pickelhaube, der Andere den Stoßdegen, der Dritte den Gnadendolch mit dem Kreuzgriffe. Selbst die Kin-

der bewaffneten sich, und es gab selbst Krüppel, welche bewaffnet und bewehrt den Zechern zwischen den Beinen durchliefen wie große Spinnen.

Endlich ein drittes, und zwar das lärmendste, lustigste und zahlreichste Auditorium, lagerte sich auf den Bänken und Tischen, in deren Mitte eine Fistelstimme perorirte und fluchte, welche unter einer vollständigen Rüstung hervorschallte. Das Individuum, welches sich so eine ganze Rüstung auf den Leib geladen hatte, verschwand dergestalt unter dem Kriegerkleide, daß man von seiner Person nur eine freche, rothe, aufgestutzte Nase, einen Zopf blonder Haare, einen rothen Mund und kecke Augen entdeckte. Sein Gürtel stak voll Messer und Dolche, ein großer Degen hing an seiner Seite, eine verrostete Armbrust an seiner Linken und ein ungeheurer Weinkrug stand vor ihm, und ein dickes Mädchen mit entblößter Brust zu seiner Rechten. Seine ganze Umgebung lachte, fluchte und zechte.

Dazu denke man sich noch zwanzig Nebengruppen hinzu, die Aufwärter und Aufwärterinnen, welche mit Krügen auf den Köpfen umherliefen, die über die Kugeln, Mühlenspiele, Würfel, über das Trüpletspiel leidenschaftlich sich

herabbückenden Spieler, die Streitigkeiten in dem einen Winkel und die Küsse in dem andern, und man wird sich eine Vorstellung machen von diesem Ganzen, über welches das große, flammende Feuer einen flackernden Schein verbreitete und auf den Mauern der Kneipe 1000 seltsame Schatten umhertanzen ließ.

Was das Geräusch betraf, so war es wie das im Innern einer großen Glocke, die geläutet wird.

Die Bratpfanne, in welcher eine Masse von Fett schmorte, füllte mit ihrem fortwährenden Geräusch die Pausen der 1000 verschiedenen Gespräche aus, welche sich von einem Ende des Saals bis zum andern durchkreuzten.

Mitten unter diesem tobenden Lärm saß im Hintergrunde der Kneipe auf der Bank am Kamin ein Philosoph, welcher meditirte, die Beine in die Asche versteckt und das Auge auf die Feuerbrände gerichtet. Dies war Peter Gringoire.

»Frisch! Schnell! Bewaffnet Euch! In einer Stunde begeben wir uns auf den Marsch!« sagte Clopin Trouillefou zu den ihn umringenden Gaunern.

Ein Mädchen trillerte:

„Guten Abend, lieber Vater, liebe Mutter,
Wer der letzte ist, verlöscht das Feuer."

Zwei Kartenspieler zankten sich. — »Den Buben!« rief derjenige von Beiden, welcher am meisten entflammt war, indem er dem Andern die Faust wies; »ich will Dich lehren, Trefle zu bedienen.«

»Uf!« keuchte ein Normann, kenntlich an seinem näselnden Tone, »hier ist man zusammengeschichtet wie die Heiligen von Caillouville!«

»Kinder,« sagte der Herzog von Aegypten zu seinem Auditorio, indem er im Falset sprach, »die Hexen in Frankreich gehen ohne Besen, ungesalbt und unberitten, bloß mit Hülfe einer magischen Formel zum Hexentanze. Die Hexen in Italien haben immer einen Bock, der sie an ihrer Thür erwartet. Alle sind verpflichtet, durch den Schornstein hinauszufahren.«

Die Stimme des jungen, vom Kopf bis zu den Füßen bewaffneten Gecks schallte vorzüglich aus dem Gewirr. — »Weihnacht! Weihnacht!« rief er. »Meine erste Waffenprobe bestehe ich heute! Gauner bin ich! Schenkt mir zu trinken ein! — Meine Freunde, ich heiße Johann Frollo du Moulin und bin ein Edelmann. Wenn der liebe Gott Waffen trüge,

würde er, meiner Meinung nach, auch ein Räuber werden. Brüder, wir werden einen schönen Feldzug unternehmen. Wir sind tapfere Leute. Um die Kirche zu belagern, die Thüren zu erbrechen, das schöne Mädchen zu erobern, sie aus den Händen der Richter und Priester zu retten, um das Kloster abzudecken, den Bischof in seinem Sitze zu verbrennen, dazu werden wir weniger Zeit gebrauchen, als ein Bürgermeister nöthig hat, um einen Löffel voll Suppe zu essen. Unsere Sache ist gerecht, wir wollen Notre-Dame ausplündern; damit ist Alles abgemacht. Wir wollen Quasimodo aufhängen. Kennt Ihr Quasimodo, Ihr Mädchen? Habt Ihr gesehen, wenn er sich an einem Pfingsttage über die große Glocke herwirft? Alle Wetter! das ist sehr schön! Man sollte meinen, es wäre der Teufel auf einem Rachen reitend. Lieben Freunde, hört mich an, ich bin ein Gauner von Grund meines Herzens, ich bin Argotier aus voller Seele. Ich war reich und habe mein Vermögen durchgebracht. Meine Mutter wollte aus mir einen Officier, mein Vater einen Subdiaconus, meine Tante einen Criminalrath, meine Großmutter einen Protonotar, meine Großtante einen Schatzmeister ma-

chen; aber ich bin ein Gauner geworden. Ich sagte es meinem Vater, der mir seinen Fluch ins Gesicht spie, meiner Mutter, welche wie eine alte Dame anfing zu weinen und zu geifern, wie jenes Stück Holz da auf dem Feuerbocke! Es lebe die Freude! Frau Wirthin, andern Wein! Noch kann ich bezahlen. Ich will keinen Wein von Surène mehr. Er zieht mir die Kehle zusammen. Lieber wollte ich, auf Ehre, Wasser saufen!«

Die Umstehenden gaben ihren Beifall durch lautes Gelächter zu erkennen, und als er sah, daß sich der Lärm um ihn verdoppelte, rief er: »Ach! ein köstlicher Lärm! **Populi debacchantis! populosa debacchatio!**« Darauf fing er an zu singen, mit verzückten Augen, in dem Tone eines Kanonikus, welcher die Vesper anstimmt: »**Quae cantica! quae organa! quae cantilenae! quae melodiae hic sine fine decantantur! sonant melliflua hymnorum organa, suavissima angelorum, melodia, cantica canticorum mira!**« ... Er unterbrach seinen Gesang: »Schenkwirthin des Teufels, gib mir zu essen!«

Jetzt machte er eine kleine Pause, während welcher der Herzog von Aegypten seine heisere Stimme erhob, seine Zigeuner unterrichtend:

»Das Wiesel heißt Aduine, der Fuchs Blaufuß oder Holzläufer, der Wolf Graufuß oder Goldfuß, der Bär der Alte oder der Großvater. — Die Mütze eines Gnomen macht unsichtbar und zeigt unsichtbare Dinge. — Jede Kröte, die man tauft, muß in schwarzen oder rothen Sammet gekleidet sein, eine Schelle am Halse haben und eine an den Füßen. Der Pathe hält den Kopf, die Pathin das Hintertheil. — Sidragasunn heißt der Teufel, welcher die Macht hat, die Mädchen ganz nackt tanzen zu lassen.«

»Wahrhaftig!« rief Johann dazwischen, »ich möchte wohl der Teufel Sidrigasunn sein.«

Unterdessen fuhren die Gauner fort, sich zu bewaffnen, indem sie am andern Ende der Kneipe mit einander zischelten.

»Die arme Esmeralda!« sagte ein Zigeuner. »Sie ist unsere Schwester. Wir müssen sie retten.«

»Ist sie denn noch immer in Notre-Dame?« fragte ein Handelsmann von jüdischem Aussehn.

»Ja wohl!«

»Nun gut, Kameraden!« rief der Handelsmann, »in Notre-Dame! Desto besser; denn in der Kapelle des heiligen Fereol und des heiligen Ferrution stehen zwei Bildsäulen, die eine

Johannis des Täufers, die andere des heiligen Antonius, ganz von Gold, welche zusammen 17 Mark und 15 Estellins (Goldschmiedgewichte von 28½ Gran) wiegen; die Fußgestelle sind von vergoldetem Silber, 17 Mark und 11 Unzen schwer. Ich weiß das; ich bin ein Goldschmied.«

Hier trug man Johann was zu essen auf. Er rief, indem er die Brust des neben ihm sitzenden Mädchens betastete: »Beim heiligen Voult de Lucques, welchen das Volk den heiligen Goguelu nennt, ich bin vollkommen glücklich. Da vor mir sitzt ein Dummkopf, der mich mit der glatten Miene eines Erzherzogs betrachtet. Zu meiner Linken sitzt ein Anderer, der so lange Zähne hat, daß sie sein Kinn verstecken. Und dann mache ich's, wie der Marschall von Gié bei der Belagerung von Pontoise; ich habe meine Rechte auf eine Warze gestützt. — Beim Mahomet! Kamerad! Du siehst aus wie ein Kleiderseller, und willst Dich neben mich setzen! Ich bin von Adel, Freund. Der Handel verträgt sich nicht mit dem Adel. Packe Dich weg. — Holahe! Ihr da! schlagt Euch nicht! Wie, Baptist Croque-Oison, Du hast eine so schöne Nase und willst sie gegen

die dicken Fäuste dieses Tölpels aufs Spiel sezzen. Du Thor! Non cuiquam datum est habere nasum. — Du bist wahrhaftig ein göttliches Mädchen, Jacqueline Ronge-Oreille! nur Schade, daß Du keine Haare hast. — Holla! Ich heiße Johann Frollo und mein Bruder ist Archidiaconus. Hole ihn der Teufel! Alles, was ich Euch sage, ist die reine Wahrheit. Als ich Gauner wurde, entsagte ich mit freudigem Herzen der Hälfte eines Hauses im Paradiese, welches mir mein Bruder versprochen hatte. Dimidiam domum in paradiso. Ich citire den Text. Ich habe ein Lehen in der Straße Tierchappe und alle Weiber sind in mich verliebt, so gewiß als es wahr ist, daß der heilige Aloysius ein vortrefflicher Goldschmied war und der heilige Laurentius mit Eierschalen verbrannt ist. Ich schwöre es Euch, Kameraden. — Meine Schöne, es ist Mondschein; sieh doch da unten durch das Fenster, wie der Wind die Wolken zerzaust! So mache ich es mit Deinem Halstuche. — Ihr Mädchen! schnäuzt die Kinder und die Lichter. — Christ und Mahom! Was esse ich da, Jupiter! Ohe! alte Vettel! die Haare, die man nicht auf den Köpfen Deiner Mädchen findet, die findet man in Deinen

Eierkuchen. Höre, Alte! ich esse die Eierkuchen gern ohne Haare. — Schöne Wirthschaft des Beelzebub, wo die Mädchen sich mit den Gabeln kämmen!«

Nach diesen Worten zerschmetterte er seinen Teller auf dem Boden und fing aus voller Kehle an zu singen.

Unterdessen hatte Clopin Trouillefou seine Waffenvertheilung beendigt. Er näherte sich Gringoire, welcher in ein tiefes Nachdenken versunken zu sein schien. »Freund Peter,« sagte der König von Thunes, »was Teufel, woran denkst Du?«

Gringoire drehte sich mit einem melancholischen Lächeln nach ihm um: »Ich habe das Feuer so gern, lieber Herr. Nicht aus dem alltäglichen Grunde, weil das Feuer unsere Füße wärmt und unsere Suppe kocht, sondern weil es Funken hat. Bisweilen bringe ich ganze Stunden damit hin, daß ich die Funken ansehe. Ich entdeckte tausend Dinge in diesen Gestirnen, welche in dem dunkeln Hintergrunde des Heerdes umherfliegen. Auch diese Gestirne sind Welten.«

»Hole mich der Teufel, wenn ich Dich verstehe!« sagte der Gauner. »Weißt Du, welch' Uhr es ist?«

»Ich weiß es nicht,« antwortete Gringoire.

Darauf trat Clopin zum Herzog von Aegypten. — »Kamerad Matthias, die Stunde ist nicht gut gewählt. Man sagt, Ludwig XI. sei in Paris.«

»Das ist ein Grund mehr, um ihm unsere Schwester aus den Klauen zu reißen,« antwortete der alte Zigeuner.

»Du sprichst als Mann, Matthias,« sagte der König von Thunes. »Uebrigens werden wir leichte Arbeit haben. In der Kirche ist kein Widerstand zu fürchten. Die Canonici sind Hasen und wir sind stark. Die Herren vom Parlament werden morgen einmal angeführt werden, wenn sie sie holen wollen! Bei den Gedärmen des Papstes! ich will nicht, daß man das junge Mädchen aufhängt.« — Clopin ging aus der Schenke hinaus.

Während dieser Zeit rief Johann mit heiser gewordener Stimme: »Ich trinke, ich esse, ich bin betrunken, ich bin Jupiter! — He! Pierre-l'Assommeur, wenn Du mich noch einmal wieder so ansiehst, werde ich Dir einige Nasenstüber versetzen.«

Gringoire, welcher aus seinen Meditationen herausgerissen war, fing an, die geräuschvolle

Scene, welche ihn umgab, zu betrachten und murmelte zwischen den Zähnen: Luxuriosa res vinum et tumultuosa ebrietas. Ach! wie sehr thue ich Recht daran, daß ich keinen Wein trinke; und wie sagt der heilige Benedict so vortrefflich: »Vinum apostatare facit etiam sapientes.«

In diesem Augenblicke trat Clopin wieder ein, und rief mit einer Donnerstimme: »Mitternacht!«

Bei diesem Worte, welches eine Wirkung hervorbrachte, wie das Signal zum Aufsitzen bei einem ruhenden Cavallerie-Regimente, stürzten alle Gauner, Männer, Weiber und Kinder, haufenweise aus dem Wirthshause hinaus mit großem Waffenlärm.

Der Mond war in Wolken verhüllt.

Der Wunderhof war ganz dunkel. Nirgends bemerkte man ein Licht. Aber einsam und öde war er nicht. Man unterschied einen Haufen von Männern und Weibern, welche kein Wort sprachen. Man hörte sie summen, und sah in der Finsterniß alle Arten von Waffen blitzen. Clopin stieg auf einen großen Stein. — »In Reih' und Glied, Argot! Aegypten und Galiläa!« rief er. Eine Bewegung entstand in

der Dunkelheit. Die ungeheure Menge schien sich in Colonnen zu ordnen. Nach einer Pause erhob der König von Thunes noch einmal seine Stimme. »Jetzt Ruhe beim Durchzuge durch Paris! Das Paßwort ist: Petite flambe en bagueraud! Die Fackeln werden erst bei Notre-Dame angezündet. Marsch!«

Zehn Minuten später flohen die Reiter der Nachtwache erschrocken vor einem langen Zuge schwarzer und schweigender Gestalten, welcher nach dem Pont-an-Change sich fortbewegte, durch die winklichen Straßen hindurch, welche in allen Richtungen das Quartier der Hallen durchkreuzen.

IV.

Der ungeschickte Freund.

In derselben Nacht schlief Quasimodo nicht. Er hatte seine letzte Runde in der Kirche gemacht. Er hatte es nicht bemerkt, daß in dem Augenblicke, wo er ihren Thurm verschloß, der Archidiaconus bei ihm vorbeigegangen war, und einigen Verdruß bezeugt hatte, als er ihn sorgfältig das ungeheure eiserne Schloß, welches den breiten Thoren die Festigkeit einer Mauer gab, verschließen und verriegeln sah. Don Claude

hatte eine noch aufgebrachtere Miene, als gewöhnlich. Uebrigens mißhandelte er Quasimodo seit jener nächtlichen Begebenheit in der Zelle; aber er mochte ihm noch so grob begegnen, ihn sogar schlagen, nichts erschütterte die Unterwerfung, die Geduld und Ergebenheit des treuen Läuters. Vom Archidiaconus ertrug er Alles, Drohungen, Schmähungen, Schläge, ohne Murren, ohne Klage. Höchstens verfolgte er ihn mit unruhigen Blicken, wenn Don Claude die Thurmtreppe hinaufstieg; aber der Archidiaconus hatte sich nicht wieder vor der Zigeunerin blicken lassen.

In dieser Nacht nun war Quasimodo, nachdem er seinen armen verlassenen Glocken, Jaqueline, Marie und Thibault, einen mitleidigen Blick zugeworfen hatte, auf die Spitze des nördlichen Thurms gestiegen, und nachdem er seine wohl verschlossene Laterne auf die Bleiplatten niedergesetzt hatte, sah er auf Paris hinab. Die Nacht war, wie wir schon gesagt haben, sehr dunkel. Paris, welches in diesem Zeitraume noch keine Erleuchtung hatte, zeigte dem Auge eine verworrene Masse von dunkeln Gegenständen, die hie und da durch die weiße Krümmung der Seine unterbrochen wurde. Quasimodo sah

nur noch ein Licht an dem Fenster eines entfernten Gebäudes, dessen dunkles Profil sich über die Dächer erhob, neben dem Thore Saint-Antoine. Da war auch Jemand, der die Nacht durchwachte.

Indem der Pulsant so sein einziges Auge an diesem nächtlichen, mit Wolken bedeckten Horizonte umherschweifen ließ, empfand er in seinem Innern eine unaussprechliche Unruhe. Seit mehreren Tagen war er auf seiner Hut gewesen. Er sah unaufhörlich rings um die Kirche Leute von verdächtigem Aussehen umherschleichen, welche das Asyl des jungen Mädchens nicht aus den Augen ließen. Er dachte, daß sich vielleicht ein Complot gegen den unglücklichen Flüchtling entsponnen habe. Er bildete sich ein, daß wohl das Volk einen eben solchen Haß auf sie, wie auf ihn geworfen habe, und daß sich leicht für sie ein Unglück daraus entspinnen könnte. So befand er sich auf seinem Thurm, ließ das Auge bald auf die Zelle, bald auf Paris umherschweifen, und hielt Wache, wie ein guter Hund, mit tausend mißtrauischen Gedanken in seiner Seele.

Während er so die große Stadt mit dem Auge durchblickte, welches die Natur, um ihn

gewissermaßen schadlos zu halten, so durchdringend geschaffen hatte, daß es fast die übrigen, ihm fehlenden Organe ersetzen konnte, kam es ihm plötzlich so vor, als ob der Schattenriß des Quai's de la Vieille-Pelleterie etwas Sonderbares wahrnehmen ließ, als ob auf diesem Punkte eine Bewegung stattfände, und als ob die schwarze Linie der Brustwehr desselben, welche durch die weiße Fläche des Wassers begrenzt wurde, nicht gerade und ruhig bliebe, wie die der andern Quai's, sondern als ob sie hin und her schwankte, wie die Wogen eines Flusses, oder wie die Köpfe einer sich bewegenden Menge.

Das schien ihm seltsam. Er verdoppelte seine Aufmerksamkeit. Die Bewegung schien sich nach dem Cité hinzurichten. Nirgends sah er Licht. Sie dauerte noch eine Zeitlang auf dem Quai fort, dann verlief sie sich nach und nach, wie etwas Vorüberziehendes, in das Innere der Insel; darauf hörte sie plötzlich auf, und die Linie des Quai's wurde wieder gerade und unbeweglich.

In dem Augenblicke, wo Quasimodo sich in Vermuthungen erschöpfte, erschien die Bewegung wieder in der Straße des Parvis, welche sich in gerader Richtung der Façade von Notre-

Dame in die Stadt verlängert. Endlich, so finster es auch war, sah er die Spitze des Zuges aus dieser Straße herauskommen, und in einem Augenblicke sich auf dem Platze eine Menge Menschen ausbreiten, von der er in der Dunkelheit nichts weiter unterscheiden konnte, als daß es eine Masse Menschen war.

Dieses Schauspiel hatte seine furchtbare Seite. Wahrscheinlich beobachtete dieser sonderbare Zug, welchem es sehr daran zu liegen schien, daß er sich unter der Hülle der Nacht den Augen der Menschen entzog, auch ein tiefes Schweigen. Jedoch mußte er doch irgend ein Geräusch verursachen, war es auch nur ein Getrappel. Aber auch dieses Geräusch drang nicht bis zu unserm Tauben, und diese große Menge, von der er kaum Etwas sah, geschweige denn Etwas hörte, welche sich nichts desto weniger so nahe bei ihm bewegte, machte auf ihn einen Eindruck, wie ein stummer, in eine Rauchwolke versteckter Zug von Gespenstern.

Da kehrten die Besorgnisse bei ihm zurück; die Idee eines Unternehmens gegen die Zigeunerin trat vor seine Seele. Er fühlte dunkel, daß er einer schrecklichen Lage entgegensah. In diesem kritischen Augenblicke ging er mit sich

auf eine vernünftigere und schnellere Weise zu Rathe, als man es von einem so schlecht organisirten Gehirn erwarten konnte. Sollte er die Zigeunerin aufwecken? Sie entschlüpfen lassen? Wodurch? Die Straßen waren umringt, die Kirche lag am Flusse. Da gab es keinen Kahn! keinen Ausweg! Es gab für ihn nur einen Entschluß: sich auf der Schwelle von Notre-Dame tödten zu lassen, und wenigstens so lange Widerstand zu leisten, bis Hülfe käme, wenn ja eine erschiene, und den Schlaf der Esmeralda nicht zu stören. Die Unglückliche würde doch immer früh genug zum Tode erwachen. Als er diesen Entschluß einmal gefaßt hatte, fing er an, den Feind mit Ruhe zu beobachten.

Der Haufen schien mit jedem Augenblicke auf dem Platze des Vorhofes sich zu vergrößern. Er mußte voraussetzen, daß er sehr wenig Geräusch verursachte, da die Fenster der Straßen und des Platzes verschlossen blieben. Plötzlich erglänzte ein Licht, und in einem Augenblicke wurden sieben bis acht Fackeln über den Häuptern geschwungen. Da sah Quasimodo deutlich auf dem Parvis eine schreckliche Menge von zerlumpten Männern und Weibern, welche mit Sicheln, Piken, Hippen und Partisanen bewaff-

net waren, deren tausend Spitzen beim Scheine der Fackeln funkelten. Er erinnerte sich dunkel dieses Pöbelhaufens, und glaubte alle die Köpfe wieder zu erkennen, welche ihn einige Monate vorher als Narrenpapst begrüßt hatten. Ein Mann, welcher eine Fackel in der einen Hand, und einen Stab in der andern hielt, stieg auf einen Eckstein, und schien eine Anrede zu halten. Zu gleicher Zeit machte die seltsame Armee einige Evolutionen, als ob sie die Kirche ringsum besetzte. Quasimodo nahm seine Laterne wieder auf, und stieg auf die Plateform zwischen den Thürmen hinab, um das Ganze mehr in der Nähe zu beobachten und auf die Mittel der Vertheidigung zu denken.

Als Clopin Trouillefou vor dem hohen Portale der Kirche angekommen war, hatte er in der That seine Truppen in Schlachtordnung gestellt. Obgleich er keinen Widerstand erwartete, so wollte er doch, als ein kluger General, eine Ordnung beobachten, welche ihm erlaubte, im Nothfalle gegen einen plötzlichen Angriff der Nachtwache und der Onze-vingts [1]) Front zu

[1]) Die Onze-vingts bildeten eine Klasse von bewaffneten Polizeidienern, welche für die innere Sicherheit von Paris sorgten.

machen. Daher hatte er seine Brigade so aufgestellt, daß von oben herab und von fern gesehen, sie für das römische Dreieck, für den wilden Schweinskopf Alexanders, oder für den berühmten Schlachtkeil Gustav Adolphs gelten konnte. Die Basis dieses Dreiecks stützte sich auf den Hintergrund des Platzes, so daß sie die Straße des Parvis verrammelte; die eine Seite beobachtete das Hôtel-Dieu, die andere die Straße Saint-Pierre-aux-Boeufs. Clopin Trouillefou hatte sich an die Spitze gestellt, mit dem Herzoge von Aegypten, unserm Freunde Johann, und den kühnsten Leuten aus seinem Heere.

Eine Unternehmung, wie diese, war in den Städten des Mittelalters keine seltene Erscheinung. Was wir heut zu Tage Polizei nennen, gab es damals nicht. In den volkreichen Städten des Mittelalters, vorzüglich in den Hauptstädten, gab es keine Central-Behörde. Das Zeitalter des Faustrechts hatte diesen großen Gemeinden eine seltsame Einrichtung gegeben. Eine Stadt war eine Verbindung von tausend Herrschaften, welche sie in Abschnitte von allen Formen und Größen abtheilten. So gab es tausend sich einander gegenüberstehende Polizeige-

walten, also gar keine Polizei. In Paris gab es zum Beispiel außer den 141 Lehnsherren, welche ihren Lehnsbezirk hatten, 25 andere, welche ihre Gerichtsgebiete behaupteten, vom Bischof von Paris an, welcher 105 Straßen inne hatte, bis zum Prior von Notre-Dame des Champs, welcher nur vier Straßen besaß. Alle diese Lehnsgerichtsherren erkannten nur dem Namen nach die Ober-Lehnsherrlichkeit des Königs an. Alle hatten das Recht der Straßen-Polizei. Alle waren Herren in ihrem Bezirke. Ludwig XI., dieser unermüdete Arbeiter, welcher die Abtragung des Lehnsgebäudes so kräftig begonnen hat, die durch Richelieu und Ludwig XIV. zum Nuzzen der Krone fortgesetzt und von Mirabeau zum Nutzen des Volkes beendigt ist. — Ludwig XI. hatte es wohl versucht, diese Menge von Gewalten in Paris durch einige Ordonnanzen über allgemeine Polizei zu vernichten. So erließ er im Jahre 1465 an die Einwohner den Befehl, beim Anbruche der Nacht ihre Fenster durch Lichter zu erhellen, ihre Hunde anzubinden, bei Strafe des Stranges; in demselben Jahre den Befehl, die Straßen mit eisernen Ketten zu sperren, und das Verbot, des Nachts auf den Straßen Degen oder andere Angriffswaffen zu tragen.

Aber in kurzer Zeit kamen diese ersten Versuche einer Communal-Gesetzgebung in Vergessenheit. Die Bürger ließen ihre Lichter in den Fenstern vom Winde verlöschen; die eisernen Ketten wurden nur im Belagerungsstande ausgespannt; das Verbot, Degen zu tragen, hatte keine andere Wirkung, als daß der Name der Straße Coupe-gueule in Coupe-gorge verwandelt wurde, was ein offenbarer Fortschritt ist. Das alte Schafot der Feudal-Jurisdictionen blieb stehen; die Menge der Voigte (baillifs) und Gerichtsherren blieb, und sie durchkreuzten sich in der Stadt, standen sich einander im Wege, chikanirten sich nebst ihrer unnützen Zahl von Gerichtsdienern und Wächtern (guets, sous-guets et contre-guets), durch welche die Räubereien, Plünderungen und Aufstände mit bewaffneter Hand frei hindurchgingen. Bei dieser Unordnung waren daher solche Gewaltstreiche eines Pöbelhaufens auf einen Palast, ein Hôtel, ein Haus in den volkreichsten Quartieren nichts Unerhörtes. In den meisten Fällen bekümmerten sich die Nachbaren nur dann darum, wenn sich die Plünderung bis auf sie erstreckte. Sie verstopften sich die Ohren bei den Musketensalven, verschlossen ihre Fensterladen, verrammelten ihre Thüren,

ließen den Kampf mit oder ohne Nachtwache sich erledigen, und am folgenden Morgen sagte man in Paris zu einander: »Diese Nacht hat man bei Etienne Barbette eingebrochen; — dem Marschall von Clermont ist's an's Leben gegangen« u. dgl. Auch hatten nicht allein die königlichen Residenzen, wie der Louvre, das Palais, die Bastille, die Tournelles, sondern auch die Wohnsitze der Lehnsherren, wie le Petit-Bourbon, das Hôtel-des-Sens, das Hôtel Angoulème u. s. w. ihre Zinnen auf den Mauern und ihre Zwinger über den Thoren. Die Kirchen wurden durch ihre Heiligkeit geschützt. Einige jedoch, unter deren Zahl Notre-Dame nicht gehörte, waren befestigt. Die Abtei St. Germain-des-Prés hatte ihre Zinnen wie das feste Schloß eines Barons, und in ihr stak mehr Kupfer in den Bombarden, als in den Glocken. Im Jahre 1610 sah man noch ihre Befestigungen. Heute ist kaum noch ihre Kirche übrig.

Kehren wir jetzt wieder nach Notre-Dame zurück.

Als die ersten Anordnungen ausgeführt waren (und zur Ehre der Gauner-Disciplin müssen wir bemerken, daß die Befehle stillschweigend und mit der größten Pünktlichkeit vollzogen wur-

den), stieg der würdige Anführer auf die Brustwehr des Parvis, und erhob seine rauhe, heisere Stimme, indem er sich nach der Kirche zu wandte, und seine Fackel schwang, deren Licht vom Winde angeblasen und dann wieder in ihren eigenen Rauch verhüllt, die röthlich erhellte Façade der Kirche bald hervortreten, bald verschwinden ließ.

Mit Dir, Ludwig von Beaumont, Bischof von Paris, Parlamentsrath, rede ich, Clopin Trouillefou, König von Thunes, Fürst von Argot, Narrenbischof: »Unsere Schwester, welche ungerechter Weise wegen Zauberei verurtheilt ist, hat sich in Deine Kirche geflüchtet. Du bist ihr ein Asyl und Deinen Schutz schuldig. Nun will der Gerichtshof des Parlaments sie mit Gewalt dort wegholen, und Du willigst darein, so daß man sie morgen auf dem Greve-Platze hängen würde, wenn Gott und die Gauner nicht am Platze wären. Wenn Deine Kirche heilig ist, so ist es auch unsere Schwester; wenn unsere Schwester es nicht ist, so ist es Deine Kirche noch weniger. Deßhalb fordern wir Dich auf, uns das Mädchen auszuliefern, wenn Du Deine Kirche retten willst; oder wir werden das Mädchen mit Gewalt nehmen, und Deine Kirche

plündern. Das wird gewiß geschehen. Als Pfand dafür pflanze ich hier mein Banner auf. Und Gott sei Dir gnädig, Bischof von Paris!«

Unglücklicherweise konnte Quasimodo diese mit einer Art von wilder Majestät ausgesprochenen Worte nicht hören. Ein Gauner reichte Clopin sein Banner hin, welcher es feierlich zwischen zwei Steinen des Pflasters aufpflanzte. Es war eine Mistgabel, an deren Zacken ein noch blutiges Stück Aas hing.

Hierauf wandte sich der König von Thunes um, und überblickte seine Armee, eine wilde Menge, deren Augen eben so sehr funkelten als ihre Lanzen. — Nach einer kurzen Pause sagte er: »Vorwärts, Kinder! An die Arbeit, Ihr Hutins [1]).

Dreißig kräftige Gestalten mit vierschrötigen Gliedern und Schmiede-Gesichtern, traten aus den Reihen hervor mit Hammern, Zangen und eisernen Brechstangen auf ihren Schultern. Sie gingen auf die Hauptthür der Kirche los, stiegen

[1]) Ein veraltetes Wort, welches Lärm und Streit bedeutet. Ludwig X. hieß Louis Hutin, weil er in seiner Jugend boshaft und zänkisch war. — Hier bezeichnet es eine besondere Klasse von Gaunern, welche ihr eigenthümliches Geschäft trieben, wahrscheinlich diejenigen unter ihnen, welche die Schlösser und Thüren bei einem Einbruche öffnen mußten.

die Stufen hinan, und bald sah man sie alle beschäftigt, die Thür mit Zangen und Hebestangen zu bearbeiten. Eine Menge von Gaunern folgte ihnen, um ihnen zu helfen, oder ihnen zuzusehen. Die elf Stufen des Portals waren von ihnen bedeckt.

Unterdessen hielt sich die Thür gut. — »Teufel! sie ist hart und halsstarrig!« sagte Einer. — »Sie ist alt, und hat zähe Knorpeln,« versetzte ein Anderer.« — »Muth, Kameraden!« sagte Clopin. »Ich wette meinen Kopf gegen einen Pantoffel, daß Ihr die Thür öffnet, das Mädchen nehmt, und den Hochaltar entkleidet, ehe noch ein Pedell erwacht ist. Horch! Ich glaube, das Schloß bricht schon.«

Clopin wurde unterbrochen durch ein schreckliches Krachen, welches in diesem Augenblicke hinter ihm ertönte. Er drehte sich um. Ein ungeheurer Balken war vom Himmel gefallen, und hatte ein Dutzend Gauner auf den Stufen der Kirche zerschmettert, und sprang auf dem Pflaster mit dem Lärm einer Kanone umher, indem er noch hie und da in dem Bettlerhaufen, welcher sich mit einem Schreckensgeschrei entfernte, einen und den andern zerquetschte. In einem Augenblick war die Einfassung des

Parvis leer. Die Hutins, obgleich beschützt durch die tiefen Wölbungen des Portals, verließen die Thür, und selbst Clopin wich in eine ehrfurchtsvolle Entfernung von der Kirche zurück.

»Ich bin gut entkommen!« rief Johann. »Ich habe Wind davon gehabt; aber Peter l'Assommeur ist erschlagen!«

Es läßt sich nicht beschreiben, welches Staunen, welcher Schrecken mit jenem Balken auf die Banditen herabfiel. Sie blieben einige Minuten stehen, die Augen in die Luft gerichtet, und waren über dieses Holzstück mehr bestürzt als sie es über 20,000 Bogenschützen des Königs gewesen sein würden. — »Satan!« murmelte der Herzog von Aegypten, »das geht nicht mit rechten Dingen zu.« — »Der Mond wirft uns diesen Balken zu,« sagte Andry-le-Rouge. — »Dann sollte man glauben,« versetzte Franz Chanteprune, »der Mond wäre ein Bundesgenosse der heiligen Jungfrau!« — »Tausend Pfaffen!« rief Clopin, »Ihr seid alle Dummköpfe!« Aber er wußte nicht, wie er den Fall dieses Balkens erklären sollte.

Auf der Façade bemerkte man dabei gar nichts, bis dahin drang der Schein der Fackeln nicht. Das gewichtige Holz lag mitten auf dem

Vorhofe, und man hörte das Aechzen der Unglücklichen, welche seinem ersten Falle ausgesetzt gewesen waren und deren Leib auf den Ecken der steinernen Stufen zerquetscht war.

Der König von Thunes fand endlich, als das erste Staunen vorüber war, eine Erklärung, welche bei seinen Gefährten Beifall fand. — »Sapperment! sind es etwa die Canonici, welche sich vertheidigen? Dann frisch! Sturm gelaufen!«

»Sturm!« wiederholte die Menge mit einem wüthenden Hurrah. Zugleich wurden die Armbrüste und Schießgewehre gegen die Façade der Kirche abgeschossen.

Bei diesem Lärm erwachten die friedlichen Bewohner der benachbarten Häuser; man sah, wie sich mehrere Fenster öffneten und Nachtmützen und Hände mit Lichtern an den Fenstern erschienen. — »Schießt nach den Fenstern!« rief Clopin. Sogleich schlossen sich die Fenster wieder, und die armen Bürger, welche kaum Zeit gehabt hatten, einen verwirrten Blick auf diese nächtliche Scene zu werfen, krochen furchtsam zu ihren Frauen zurück, indem sie in Zweifel blieben, ob der Hexentanz jetzt auf dem Vorhofe von Notre-Dame gehalten würde, oder ob die

Burgunder wieder einen Ueberfall machten wie im Jahre 64. Da dachten die Männer an die Plünderung, die Weiber an Gewaltthätigkeiten, denen sie ausgesetzt wären, und Alle zitterten vor Angst.

»Sturm gelaufen!« wiederholten die Leute von Argot; aber sie wagten nicht, näher zu gehen. Bald sahen sie die Kirche, bald den Balken an. Der Balken rührte sich nicht; das Gebäude behielt sein ruhiges und ödes Aussehen; aber dennoch ängstigte Etwas die Gauner.

»An die Arbeit, frisch, Ihr Hutins!« rief Trouillefou. »Erbrecht die Thür.«

Niemand that einen Schritt vor.

»Donner und Hagel!« sagte Clopin. »Das sind Leute, die sich vor einem Balken fürchten!«

Ein alter Hutin redete ihn an: »Hauptmann, der Balken ist es nicht, der uns Verdruß macht, sondern die Thür, welche ganz mit eisernen Stangen beschlagen ist. Da vermögen die Zangen und Hammer nichts.«

»Was braucht Ihr denn, um sie zu erbrechen?« fragte Clopin.

»Ach! wir müßten einen Sturmbock haben.«

Der König von Thunes lief muthig auf den furchtbaren Balken zu und stellte seinen

Fuß darauf. »Da ist einer!« rief er; »die Canonici schicken ihn uns.« — Und mit einem spöttischen Gruße nach der Kirche hin sagte er: »Großen Dank, Ihr Herrn Canonici!«

Diese Kühnheit verfehlte ihre Wirkung nicht; der Zauber des Balkens war vernichtet. Die Gauner faßten wieder Muth; bald war der schwere Balken wie eine Feder von 200 kräftigen Armen in die Höhe gehoben und stürzte sich wüthend auf die große Thür, welche man schon zu erbrechen versucht hatte. Wer bei dem Helldunkel, welches die spärlichen Fackeln der Gauner auf dem Platze verbreiteten, diesen langen Balken, getragen von dieser Masse Menschen, welche damit auf die Kirche zustürzten, gesehen hätte, der hätte glauben sollen, er erblicke ein ungeheures, tausendfüßiges Unthier, welches mit gesenktem Kopfe den steinernen Riesen angriff.

Bei dem Stoße des Balkens ertönte die halb aus Metall bestehende Thür wie eine ungeheure Trommel; sie brach nicht ein, aber die ganze Kirche erbebte, und man hörte, wie die tiefen Höhlungen des Gebäudes erdröhnten. In demselben Augenblicke fingen von der Höhe der Façade dicke Steine auf die Stürmenden an

herabzuregnen. — »Teufel!« rief Johann, »schütteln uns etwa die Thürme ihre Geländer auf die Köpfe?« — Aber der Stoß war gegeben, der König von Thunes ging mit seinem Beispiele voran. Es war sicherlich der Bischof, welcher sich vertheidigte und man stürmte gegen die Thür mit desto mehr Wuth an, ungeachtet der Steine, welche rechts und links die Schädel zerschmetterten.

Merkwürdig war es, daß diese Steine ein nach einander herabfielen, aber sie folgten schnell auf einander. Die Gauner fühlten deren immer zwei auf einmal, einen an ihren Beinen, einen auf ihrem Kopfe. Es gab wenige unter ihnen, die nicht einen Schmiß davontrugen, und schon lag ein ganzer Haufen Todter und Verwundeter unter den Füßen der Stürmenden, welche, jetzt in Wuth gerathen, sich unaufhörlich erneuerten. Der lange Balken schlug noch immerfort gegen die Thür in regelmäßigen Tempo's, wie der Hammer einer Glocke, es hörte nicht auf, Steine zu regnen und die Thür erdröhnte in einem fort.

Ohne Zweifel hat der Leser errathen, daß jener unerwartete Widerstand von Quasimodo kam. Zum Unglück hatte der Zufall den tapfern Tauben unterstützt.

Als er auf die Plateform zwischen beiden Thürmen hinabstieg, waren seine Ideen noch in Verwirrung. Er war einige Minuten hindurch die Galerie entlang hin und her gelaufen, indem er von oben herab die dichte Masse der Gauner bereit sah, sich auf die Kirche loszustürzen. Zuerst kam er auf den Gedanken, zur großen Glocke hinaufzusteigen und Sturm zu läuten; aber bevor die dicke Marie einen Ton von sich gegeben hätte, konnte da nicht die Thür der Kirche zehn Mal erbrochen sein? Es war gerade der Augenblick, wo die Hutins mit ihren Schlosserwerkzeugen gegen sie vorrückten. Was nun thun?

Plötzlich erinnerte er sich, daß den ganzen Tag über die Maurer daran gearbeitet hatten, die Mauer, das Zimmerwerk und das Dach des südlichen Thurms auszubessern. Das war ein Lichtstrahl, der in seine Seele fiel.

Quasimodo lief nach diesem Thurm hin; die untern Stockwerke desselben waren in der That angefüllt mit Materialien. Da lagen Haufen von Bruchsteinen, aufgerollte Bleiplatten, zusammengebundene Latten, starke, schon behauene Balken, große Schutthaufen. Ein vollständiges Arsenal.

Die Zeit drängte. Die Pfähle und Hämmer arbeiteten unten. Mit einer Kraft, welche das Gefühl der Gefahr verzehnfachte, hob er einen der Balken, den schwersten und längsten auf; er steckte ihn aus einer Luke hinaus, faßte ihn wieder außerhalb des Thurms, ließ ihn über die Ecke des Geländers hinrutschen und ließ ihn über dem Abgrunde los. Das ungeheure Holzstück zerschabte, indem es 160 Fuß hoch hinabfiel, die Mauer, zerbrach die Sculpturen, drehte sich mehrmals um sich selbst herum, wie ein Windmühlenflügel. Endlich kam er auf den Boden, das schreckliche Geschrei erhob sich, und indem er auf dem Pflaster wieder in die Höhe sprang, glich er einer hüpfenden Riesenschlange.

Quasimodo sah die Gauner bei dem Sturz des Balkens auseinanderstieben wie die Asche beim Blasen eines Windes. Er benutzte ihren Schrecken, und während sie voll abergläubischer Furcht auf die vom Himmel gefallene Masse blickten und die steinernen Heiligen des Portals mit einer Salve aus ihren Doppelhaken und andern Gewehren verwundeten, häufte Quasimodo schweigend Schutt, Quadersteine und Bruchsteine auf dem Rande des Geländers an, von wo der Balken hinabgestürzt war.

Als sie nun anfingen, gegen die große Thür anzustürmen, begann auch der Hagel von Steinen auf sie herabzufallen, und es kam ihnen so vor, als ob die Kirche sich von selbst über ihrem Haupte demolirte.

Wer Quasimodo in diesem Augenblicke sah, hätte sich erschrocken. Außer den Wurfgeschützen, die er am Rande des Geländers aufgehäuft, hatte er noch einen großen Haufen von Steinen auf die Plateform zusammengetragen. Sobald die auf dem äußersten Rande liegenden Bruchsteine erschöpft waren, griff er zu diesen. Da bückte er sich, stand wieder auf, bückte sich wieder und erhob sich mit einer unglaublichen Thätigkeit. Sein dicker Gnomenkopf bog sich über das Geländer hinüber, dann fiel ein ungeheurer Stein hinab, dann noch einer und wieder einer. Von Zeit zu Zeit verfolgte er einen schönen Stein mit seinem Auge, und wenn er ordentlich traf, so sagte er: »Hm!«

Jedoch wurden die Bettler nicht muthlos. Schon mehr als zwanzig Mal hatte die dicke Thür, gegen welche sie anstürmten, unter der Last ihres eichenen Sturmbocks, welche durch die Kraft von 100 Menschen vervielfältigt wurde, gekracht. Die Füllungen brachen, die Meißel-

arbeiten flogen in Stücken umher, die Haspen sprangen bei jedem Stoß in ihren Ringschrauben in die Höhe, die Bohlen bogen sich, das Holz wurde zwischen den eisernen Beschlägen zermalmt. Zum Glücke für Quasimodo war mehr Eisen als Holz an der Thür.

Dennoch merkte er, daß die große Thür wankte. Obgleich er nichts hörte, so hallte jeder Stoß mit dem Sturmbocke zugleich in den Höhlungen der Kirche und in seinem Innern wieder. Er sah von oben hinab, wie die Gauner wüthend und triumphirend mit der Faust auf die in Finsterniß gehüllte Façade wiesen, und er beneidete, in der Seele der Zigeunerin, die Nachteulen, welche in großen Schwärmen davonflogen, um ihre Flügel.

Sein Steinregen reichte nicht hin, um die Anstürmenden zurückzutreiben. In diesem angstvollen Augenblicke bemerkte er ein wenig unterhalb des Geländers, von wo er die Gauner zerschmetterte, zwei große steinerne Dachrinnen, welche sich unmittelbar über der großen Thür mündeten. Ihm fiel ein Gedanke ein; er holte schnell ein Reisbündel aus seinem Verschlage, legte darauf eine Menge von Latten und Bleiplatten, wovon er noch nichts gebraucht hatte,

und nachdem er diesen Scheiterhaufen recht in Ordnung gelegt hatte vor dem Loche der beiden Dachrinnen, zündete er ihn mit seiner Laterne an.

Während dieser Zeit fielen keine Steine mehr herab, und die Gauner hatten aufgehört, in die Luft zu schauen. Keuchend, wie eine Meute von Hunden, welche den Eber in einer Suhl-Lache angreifen, drängten sie sich lärmend um die große Thür zusammen, die durch den Sturmbock beschädigt war, aber noch fest stand. Sie warteten Alle auf den Hauptstoß, der sie in Trümmer werfen würde. Jeder suchte so nahe als möglich heranzukommen, um sich bei der Oeffnung der Kirche zuerst in die reiche Kathedrale hineinzustürzen, in diese reiche Schatzkammer, in welcher die Schätze von drei Jahrhunderten aufgehäuft lagen. Sie erinnerten sich einander mit freudigem Jauchzen an die schönen silbernen Kreuze, an die schönen brocatenen Chorröcke, an die Prachtstücke des Chors, an die glänzenden Feste, an denen Reliquienkästchen, Leuchter, Hostiengefäße, Sacramenthäuschen die Altäre mit Gold und Diamanten schmückten. Gewiß dachte in diesem schönen Augenblicke das ganze Gesindel, welches die Kirche belagerte, weit weniger an die Befreiung der Zigeunerin

als an die Plünderung von Notre-Dame. Wir würden sogar gern glauben, daß für eine bedeutende Anzahl unter ihnen die Esmeralda nur ein Vorwand war, wenn Räuber überhaupt Vorwände nöthig hätten.

Plötzlich, als sie sich zu einer letzten Anstrengung um den Sturmbock zusammendrängten und ein Jeder seinen Athem anhielt und seine Muskeln anspannte, um mit seiner ganzen Kraft zum entscheidenden Stoße mitzuwirken, erhob sich ein Geschrei, das noch furchtbarer war als jenes, das unter dem herabgestürzten Balken entstanden war. Diejenigen, welche nicht schrien und noch lebten, sahen sich um. — Zwei Ströme geschmolzenen Blei's flossen von der Höhe des Gebäudes herab in das dichteste Gedränge. Dieses Menschenmeer war unter dem siedenden Metall zusammengeschmolzen, welches an den beiden Punkten, wo es herabfloß, zwei schwarze und rauchende Löcher in den Haufen gemacht hatte, wie sie etwa von heißem Wasser im Schnee entstehen. Man sah halb verbrannte Sterbende sich bewegen und vor Schmerz brüllen. Rings um die beiden Hauptströme rieselte ein Regen dieser furchtbaren Masse auf die Stürmenden herab, dessen Tropfen in die Schädel hineindrangen wie feurige Bohrer.

Das Geschrei war herzzerreißend. Sie warfen den Balken auf die Leichname und flohen, die muthigsten wie die furchtsamsten, und der Vorhof war zum zweiten Male geleert.

Aller Augen hatten sich nach dem höchsten Theile der Kirche erhoben. Was sie da sahen, war wunderbar. Auf dem Gipfel der höchsten Gallerie, über der großen Einsetzrose im Mittelpunkte, war eine große Flamme, die zwischen den beiden Thürmen mit Funkenwirbeln aufstieg, ein ungeheures Feuer, von welchem der Wind eine Feuersäule nach der andern im Rauche entführte. Unter dieser Flamme, unter dem düstern Geländer spien zwei Dachrinnen wie die Rachen eines Ungeheuers unaufhörlich den feurigen Regen hinab, welcher seine glühenden Strahlen auf den dunkeln Untertheil der Façade hinabrieseln ließ. Je näher diese beiden Ströme geschmolzenen Blei's dem Boden kamen, desto mehr breiteten sie sich aus, wie das Wasser, welches aus den tausend Löchern einer Gießkanne hervorsprudelt. Ueber der Flamme erschienen die ungeheuren Thürme, der eine ganz dunkel, der andere röthlich erleuchtet, noch größer durch ihren unermeßlichen Schatten, der bis zum Himmel emporstieg. Die unzähligen, an ihnen in

Stein gehauenen Drachen und Teufel gewährten einen furchtbaren Anblick. Der zitternde Schein der Flamme gab ihnen eine scheinbare Bewegung. Da sah man Fratzen, welche zu lachen schienen, Rachen, welche man glaubte schnappen zu hören, Salamander, welche das Feuer anbliesen, Zerrbilder, welche im Rauche zu niesen schienen. Und unter diesen Ungeheuern, welche durch diese Flamme aus ihrem steinernen Schlafe erweckt waren, sah man von Zeit zu Zeit eins vor der brennenden Front des Scheiterhaufens vorbeigehen, wie eine Fledermaus vor einem Lichte.

Ohne Zweifel weckte dieser seltsame Pharus den Holzwärter auf den Hügeln von Bicêtre auf und setzte ihn in Schrecken, wenn er sah, wie der gigantische Schatten der Thürme von Notre-Dame auf seinen Heiden hin und her schwankte.

Es entstand eine Stille des Schreckens unter den Gaunern, während welcher man nur das Allarm-Geschrei der in ihrem Kloster eingeschlossenen Canonici hörte, die unruhiger waren als Pferde, welche in einem brennenden Stalle eingeschlossen sind; auch hörte man hier und da sich ein Fenster öffnen, aber auch sogleich

wieder zumachen, die Verwirrung im Innern der Häuser und des Hôtel-Dieu, den die Flamme anfachenden Wind, das letzte Röcheln der Sterbenden und das fortwährende Prasseln des geschmolzenen Blei's auf dem Boden.

Unterdessen hatten sich die vornehmsten Gauner unter die Vorhalle des Hauses Gondelaurier zurückgezogen und hielten Rath. Der Herzog von Aegypten, auf einem Eckstein sitzend, betrachtete mit einer Art von religiöser Furcht den in einer Höhe von 200 Fuß über der Erde brennenden Scheiterhaufen. Clopin Trouillefou zerbiß sich vor Wuth seine dicken Fäuste. — »Unmöglich ist's, hineinzukommen!« murmelte er zwischen seinen Zähnen.

»Eine alte verfeite Kirche!« brummte der alte Zigeunerfürst.

»Bei des Papstes Schnurrbart!« rief ein alter, greiser Marquis, der gedient hatte, »das sind zwei Dachrinnen, welche einem mehr geschmolzenes Blei entgegenspeien als die Zwinger von Lectoure.«

»Seht Ihr den Teufel, der dort hin- und hergeht vor dem Feuer?« rief der alte Herzog von Aegypten.

»Wahrhaftig,« sagte Clopin, »das ist der

verdammte Läuter, das ist Quasimodo.« — Der Zigeuner schüttelte den Kopf. — »Ich sage Euch, es ist der Geist Sabnak, der große Marquis, der Teufel der Festungswerke. Er hat die Gestalt eines bewaffneten Soldaten, und einen Löwenkopf. Bisweilen besteigt er ein höllisches Pferd. Er verwandelt die Menschen in Steine, aus denen er Thürme baut. Er befehligt 50 Legionen. Er ist's, ich erkenne ihn. Bisweilen hat er ein schönes mit Gold gesticktes Gewand an, wie es die Türken tragen.«

»Wo ist Bellevigne-de-l'Etoile?« fragte Clopin.

»Er ist todt,« antwortete ein Weib.

Andry-le-Rouge sagte mit einem sehr seltsamen Lächeln: »Notre-Dame gibt dem Hôtel-Dieu was zu thun.«

»Gibt es denn kein Mittel, diese Thür zu erbrechen?« rief der König von Thunes, indem er mit dem Fuße stampfte.

Der Herzog von Aegypten zeigte ihm mit trauriger Miene die beiden Ströme von siedendem Blei, welche unaufhörlich an die dunkle Façade strahlten, wie zwei Phosphorstreifen. — »Man hat Kirchen gesehen, die sich von selbst vertheidigen,« bemerkte er seufzend. »Die heilige

Sophienkirche zu Constantinopel hat vor vierzig Jahren drei Mal hintereinander den halben Mond Mahomeds zur Erde geworfen, indem sie ihre Kuppeln schüttelte, welches ihre Köpfe sind. Wilhelm von Paris, der diese hier gebaut hat, war ein Zauberer.«

»Müssen wir denn so kläglich wie Bedienten von der Landstraße abziehen?« sagte Clopin. »Unsere Schwester sollen wir hier lassen, welche jene Wölfe mit Kappen morgen hängen werden!«

»Und die Sacristei, worin ganze Karren voll Gold liegen?« fügte ein Gauner hinzu, dessen Namen wir leider nicht angeben können.

»Bei Mahoms Bart!« schrie Trouillefou.

»Wir wollen's noch einmal versuchen,« versetzte der Gauner.

»Matthias Humpadie zuckte die Achseln: »Wir werden nicht durch die Thür hineinkommen, wir müssen einen Fehler in der Rüstung der alten Fee auffinden; ein Loch, ein heimliches Schlupfloch, irgend eine Fuge.«

»Wer will dabei sein?« sagte Clopin. »Ich gehe wieder daran. — Aber wo ist der kleine Schüler Johann, der sich so mit Eisen bedeckt hatte?«

»Er ist ohne Zweifel todt,« antwortete Jemand. »Man hört ihn nicht mehr lachen.«

Der König von Thunes runzelte die Stirn. — »Desto schlimmer. Es schlug ein tapferes Herz unter dieser Rüstung. — Und Meister Peter Gringoire?«

»Capitain Clopin,« sagte Andry-le-Rouge, »der hat sich davongeschlichen, als wir noch beim Pont-aux-Changeurs waren.«

Clopin stampfte mit dem Fuße. — »Und er ist es, der uns hierher treibt, und läßt uns hier mitten in der Arbeit in Stiche! — Das ist ein feiger Schuft, der unter dem Pantoffel steht.«

»Hauptmann Clopin,« rief Andry-le-Rouge, indem er nach der Straße des Parvis hinsah, »da ist der kleine Schüler.«

»Pluto sei gepriesen!« sagte Clopin. »Aber was Teufel schleppt er hinter sich her?«

Johann war es in der That, der so schnell herbeieilte, als sein Paladinskleid und eine lange Leiter es ihm erlaubten, welche er hinter sich herschleifte, wobei er mehr außer Athem gerathen war, als eine Ameise, die vor einen zwanzig Mal längern Grashalm sich gespannt hat.

»Victoria! Te Deum!« schrie der Schüler. »Hier ist die Leiter der Hafenbeamten vom Port Saint-Landry.«

Clopin trat ihm näher: »Kind, was Teufel willst Du mit dieser Leiter anfangen?«

»Ich habe sie,« antwortete Johann keuchend. »Ich wußte, wo sie war. Unter dem Schoppen vor dem Hause des Lieutenants. Da ist ein Mädchen, welches ich kenne, und die mich schön findet wie einen Cupido. — Durch sie habe ich die Leiter bekommen. Das arme Mädchen kam im bloßen Hemde und machte mir die Thür auf.«

»Gut,« sagte Clopin; »aber was willst Du mit dieser Leiter machen?«

Johann sah ihn mit einer pfiffigen Miene an, und ließ seine Finger wie Castagnetten knakken. In diesem Augenblicke sah er prächtig aus. Auf seinem Kopfe trug er einen der überladenen Helme, welche den Feind durch ihren chimärischen Helmschmuck in Schrecken setzten. Der seinige war mit zehn eisernen Schnäbeln besetzt, so daß Johann wohl hätte dem homerischen Schiffe Nestors das furchtbare Epitheton δεκέμβολος streitig machen können.

»Was ich damit machen will, erhabener König von Thunes? Seht Ihr jene Reihe von Bildsäulen mit einfältigen Gesichtern da über den drei Portalen?«

»Ja. Nun weiter?« — »Das ist die Gallerie der Könige von Frankreich.«

»Was geht das mich an?« sagte Clopin. — »Ei so wartet doch! Am Ende dieser Gallerie ist eine Thür, welche nur mit einer Klinke verschlossen ist; mit Hülfe dieser Leiter steige ich da hinauf, und bin dann in der Kirche.«

»Knabe, laß mich zuerst hinaufsteigen.« — »Nein, Kamerad, mir gehört die Leiter. Kommt, Ihr sollt der Zweite sein.«

»Daß Dich Beelzebub erdrosselte,« rief der aufgebrachte Clopin, »ich will Niemand nachtreten.« — »Dann, Clopin, suche Dir eine Leiter!«

Johann fing nun an über den Platz zu laufen, indem er seine Leiter nachschleppte, und rief: »Herbei, Kinder!«

In einem Augenblicke war die Leiter in die Höhe gerichtet und an das untere Geländer über eins der beiden Seiten-Portale gestützt. Ein Haufen von Gaunern drängte sich mit lautem Geschrei um dieselbe zusammen, um hinaufzusteigen. Aber Johann behauptete sein Recht, und setzte zuerst seinen Fuß auf die Sprossen. Der Weg war ziemlich lang. Die Gallerie der Könige von Frankreich ist noch heutiges Tages ungefähr 60 Fuß hoch über dem Boden. Die

elf Stufen des Auftritts erhöhten sie noch mehr. Johann stieg langsam hinauf, etwas behindert durch seine schwere Rüstung, mit der einen Hand sich an die Leiter haltend, in der andern seine Armbrust. Als er mitten auf der Leiter stand, warf er einen melancholischen Blick auf die armen todten Gauner, von denen die Stufen bedeckt waren. — »Ach!« sagte er, »das ist ein Haufen von Leichnamen, der des fünften Gesangs der Iliade werth wäre!« — Darauf stieg er weiter. Die Andern folgten ihm. Fast auf jeder Sprosse stand ein Mann. Wer diese Linie bepanzerter Menschen so schwankend im Dunkeln hätte sich erheben sehen, hätte sie für eine Schlange mit Stahlschuppen halten sollen, die sich gegen die Kirche in die Höhe richtete. Johann, welcher die Spitze bildete und pfiff, vollendete die Täuschung.

Der Schüler kam endlich an den Balcon der Gallerie und schwang sich unter dem Beifallsgeschrei der ganzen Gaunerzunft mit Leichtigkeit hinüber. Als er so Herr der Citadelle war, stieß er ein Freudengeschrei aus, aber eben so schnell verstummte er wieder. Er hatte hinter der Bildsäule eines Königs Quasimodo bemerkt, der mit funkelndem Auge im Dunkel stand.

Bevor ein zweiter Belagerer den Fuß auf die Gallerie setzen konnte, sprang der furchtbare Bucklige auf die Spitze der Leiter zu, ergriff ohne ein Wort zu sagen, das Ende derselben mit seinen beiden mächtigen Händen, hob sie in die Höhe, entfernte sie von der Mauer, hielt die lange und unter der Last der von oben bis unten hin an ihr hängenden Gauner schwankenden Leiter einen Augenblick, und warf sie dann plötzlich mit einer übermenschlichen Stärke nach dem Platze hin zurück. Dies war ein Augenblick, in welchem auch dem Beherztesten das Herz pochte. Die hinten übergeschnellte Leiter blieb einen Augenblick gerade aufgerichtet stehen und schien zu zaudern, dann schwankte sie und plötzlich schlug sie, nachdem sie einen furchtbaren Bogen von 80 Fuß im Durchmesser beschrieben hatte, mit ihrer Ladung von Räubern schneller auf das Straßenpflaster nieder, als eine Zugbrücke, deren Ketten zerreißen. Da hörte man gräßliche Verwünschungen, dann verstummte Alles, und einige Unglückliche schleppten sich auf allen Vieren unter dem Haufen von Leichnamen hervor.

Ein Geschrei des Schmerzes und der Erbitterung erfolgte unter den Belagerern auf das

erste Triumphgeschrei. Quasimodo sah, mit beiden Ellbogen auf das Geländer gestützt, ohne irgend eine Regung des Mitleidens zu. Er sah aus wie ein alter König mit langem Haupthaar, der an seinem Fenster stand.

Auch Johann Frollo war in einer kritischen Lage. Er befand sich auf der Gallerie mit dem furchtbaren Läuter allein, getrennt von seinen Gefährten durch eine 80 Fuß hohe Mauer. Während Quasimodo mit der Leiter sein Spiel trieb, war der Schüler zu der Thür hingelaufen, welche er offen zu finden glaubte. Aber der Taube hatte sie auf die Gallerie tretend hinter sich verschlossen. Darauf hatte sich Johann hinter dem steinernen Bilde eines Königs versteckt, und sah das bucklige Ungethüm mit einer angstvollen Miene an, wie Jener, der der Frau eines Menagerie-Wärters den Hof machte, eines Abends sich zu einem verliebten Stelldichein begab, sich aber beim Hinaufklettern auf der Mauer irrte, und sich plötzlich einem weißen Bären gegenüber befand.

Anfangs bekümmerte sich der Taube nicht um ihn; aber endlich wandte er den Kopf und drehte sich nach ihn um. Er hatte den Schüler bemerkt.

Johann machte sich auf einen furchtbaren Ueberfall gefaßt; aber der Taube blieb unbeweglich stehen; nur hatte er sich nach dem Schüler hingewandt und sah ihn an.

»Ho ho!« sagte Johann, »was brauchst Du mich mit Deinem einzigen melancholischen Auge so anzusehen?« — Bei diesen Worten spannte er tückisch seine Armbrust.

»Quasimodo!« rief er, »ich will Deinen Beinamen verändern; man wird Dich den Blinden nennen.«

Der Schuß ging los; der gefiederte Pfeil blieb in dem linken Arme des Buckligen haften. Quasimodo rührte dies so wenig, als wenn der König Pharamond etwa eine Schramme davon getragen hätte. Er legte die Hand an den Pfeil, riß ihn aus seinem Arme heraus, und zerbrach ihn mit Ruhe auf seinem plumpen Knie; dann ließ er die beiden Stücke zur Erde fallen. Aber Johann hatte nicht die Zeit, zum zweiten Male zu schießen. Als der Pfeil zerbrochen war, schnob Quasimodo plötzlich auf, sprang wie eine Heuschrecke auf den Schüler los, und fiel über ihn mit solcher Gewalt her, daß die Rüstung desselben an der Mauer platt gedrückt wurde.

Darauf sah man in diesem Helldunkel, wel-

ches das Licht der Fackeln verbreitete, eine schreckliche Begebenheit.

Quasimodo hatte mit der linken Hand die beiden Arme Johanns ergriffen, welcher sich gar nicht wehrte; so sehr hatte er sich gleich verloren gegeben. Mit der rechten riß ihm der Taube ein nacheinander schweigend und mit einer furchtbaren Langsamkeit, alle Stücke seiner Rüstung vom Leibe, den Degen, die Dolche, den Helm, den Panzer, die Armschienen, wie ein Affe, der eine Nuß öffnet. Quasimodo warf Stück für Stück die eiserne Schale des Schülers vor seine Füße.

Als der Schüler sah, daß er entwaffnet, entkleidet und ganz nackt sich unter seinen furchtbaren Händen befand, machte er keinen Versuch, mit dem Tauben sich zu verständigen, sondern er begann mit frecher Miene zu lachen, und mit seiner unerschrockenen Sorglosigkeit ein damals im Volke bekanntes Lied zu singen. — Aber er beendigte es nicht. Man sah Quasimodo auf der Brustwehr der Gallerie stehen; er hielt mit einer einzigen Hand den Schüler an den Füßen und schwang ihn über dem Abgrunde wie eine Schleuder umher; dann hörte man ein Geräusch, wie wenn eine knöcherne

Dose gegen eine Mauer geworfen wird, und man sah Etwas herabfallen, welches ungefähr beim dritten Theile der Höhe an einem Vorsprunge des Gebäudes hängen blieb. Es war ein todter Körper, welcher zerschmettert, mit zerbrochenen Gliedern und leerem Schädel herabhing.

Ein Schrei des Entsetzens erhob sich unter den Gaunern. »Rache!« schrie Clopin. — »Sturm! Zum Sturm!« antwortete die Menge. — Es war ein wunderbares Geheul, worin alle Sprachen, alle Dialecte, alle Accente sich vermischten. Der Tod des armen Schülers brachte eine schreckliche Wuth unter diesem Haufen hervor. Die Schaam ergriff sie, und der Zorn, daß sie vor einer Kirche durch einen Buckligen so lange im Schach gehalten waren. Die Wuth fand Leitern, vervielfältigte die Fackeln, und nach Verlauf weniger Minuten sah Quasimodo von allen Seiten eine furchtbare Menge die Kirche stürmend erklimmen. Die, welche keine Leitern hatten, hatten Strickleitern; und die, welchen auch diese fehlten, kletterten an den Reliefs in die Höhe. Sie hingen sich einander an ihre Lumpen. Kein Mittel gab es mehr, diesem anstürmenden Haufen von schrecklichen Gestalten

Widerstand zu leisten; die Wuth röthete ihre wilden Gesichter; von ihrer Stirn floß der Schweiß hinab; ihre Augen blitzten; alle diese häßlichen Fratzenbilder umringten Quasimodo. Man hätte glauben sollen, daß irgend eine andere Kirche zum Sturm auf Notre-Dame ihre Gorgonen, ihre Drachen, ihre Teufel, kurz alle ihre fantastischen Skulpturen abgeschickt hätte. Sie erschienen wie eine Schicht lebendiger Ungeheuer über den steinernen Ungeheuern der Façade.

Unterdessen hatte sich der Platz mit tausend Fackeln erhellt. Diese verwirrte Scene, welche bis dahin im Dunkel verborgen geblieben, war plötzlich an's Licht getreten. Der Vorhof warf einen strahlenden Schein bis zum Himmel, der auf der hohen Fläche angezündete Scheiterhaufen brannte noch und erleuchtete fernhin die Stadt. Der ungeheure Schattenriß der beiden Thürme, welcher von fern gesehen über die Dächer von Paris hervortrat, bildete in dieser Helligkeit einen breiten dunkeln Abschnitt. Die Stadt schien in Bewegung zu gerathen. In der Ferne heulten die Sturmglocken. Die Gauner schrien, keuchten, fluchten und kletterten in die Höhe; und Quasimodo, welcher gegen so viele Feinde seine

Ohnmacht fühlte, und für die Zigeunerin zitterte, als er die wüthenden Gestalten seiner Gallerie immer näher kommen sah, bat den Himmel um ein Wunder, und rang voll Verzweiflung die Hände.

V.

Das Cabinet, in welchem König Ludwig seine Hora's betete.

Der Leser hat vielleicht nicht vergessen, daß Quasimodo kurz vorher, ehe er die nächtliche Bande der Gauner bemerkte, indem er Paris von seinem Thurme herab durchblickte, nur ein Licht hatte schimmern sehen, welches ein Fenster in dem höchsten Stockwerke eines hohen, düstern Gebäudes neben dem Thore St. Antoine erhellte. Dieses Gebäude war die Bastille. Der Lichtschimmer kam vom Lichte Ludwigs XI.

Der König Ludwig XI. befand sich in der That seit zwei Tagen zu Paris. Er wollte am folgenden Morgen wieder nach seiner Citadelle Montilz-les-Tours abreisen. Sein Aufenthalt in seiner guten Stadt Paris war immer nur spärlich und kurz, weil er dort nicht genug Fallgruben, Galgen und schottische Bogenschützen um sich hatte.

Heute hatte er sich zum Nachtlager in die Bastille begeben. Das große Schlafzimmer von 5 Toisen in's Geviert, welches er im Louvre besaß, nebst seinem großen Kamine, auf welchem 13 große Thiere und 13 große Propheten umherstanden, und sein großes Bett von 11 Fuß Breite und 12 Fuß Länge, sagten ihm wenig zu. Er verlor sich in diesen weiten Räumen. Dieser bürgerliche König zog die Bastille mit einem kleinen Zimmer und einem kleinen Bette vor. Und dann war die Bastille weit fester als der Louvre.

Dieses Kämmerchen, welches der König sich in dem berüchtigten Staatsgefängnisse vorbehalten hatte, war ziemlich groß, und nahm das höchste Stockwerk eines Thurms ein. Es war ein Cabinet von runder Gestalt, mit hellen Strohmatten ausgeschlagen, die Decke mit Balken geschmückt, an denen Lilien mit vergoldetem Zinn sich erhoben, nebst farbigen Ausfüllungen; und ringsum mit reichem Holzwerke ausgetäfelt, das mit Rosetten von weißem Zinn wie besäet, und mit schönem Hellgrün aus Operment und feinem Indigo ausgemalt war.

Nur ein Fenster war darin, ein langes, gothisches Fenster, das mit Messingdraht und

eisernen Stäben vergittert und außerdem noch durch schöne Glasmalereien mit den Wappen des Königs und der Königin verdunkelt war.

Das Zimmer hatte ebenfalls nur einen Eingang, eine Thür im neuen Geschmack mit plattgedrücktem Bogen, von innen mit Tapeten bekleidet, und von außen mit einer jener irländischen, hölzernen Vorhallen versehen, welches zierliche Gebäude waren, vom Tischler gearbeitet, die man noch vor 150 Jahren in vielen alten Häusern sah.

In diesem Gemache fand man keine von den Meublen, welche man in gewöhnlichen Wohnzimmern fand, weder Bänke, noch Polsterstühle, weder gewöhnliche Schemel in Form eines Kastens, noch Schemel, die auf Beinen ruhten, und die man damals das Stück zu vier Sols haben konnte. Man sah hier nur einen sehr prächtigen Armstuhl, dessen Holz mit Rosen auf rothem Grunde bemalt, der Sitz mit scharlachrothem Corduan, mit langen seidenen Frangen und mit tausend goldenen Nägeln beschlagen waren. Die Vereinzelung dieses Stuhles zeigte an, daß nur eine einzige Person das Recht hatte, sich im Zimmer zu setzen. Neben diesem Stuhle und dicht am Fenster stand ein Tisch, der mit

einem Teppich bedeckt war. Auf diesem Tische stand ein Tintenfaß, einige Pergamente, einige Federn und ein Becher von getriebenem Silber; ein wenig davon entfernt ein Kohlenbecken, ein Betschemel von carmoisinrothem Sammet, ebenfalls mit goldenen Buckeln beschlagen. Endlich im Hintergrunde sah man ein einfaches Bett von gelbem und incarnatfarbigem Damast, ohne Flitterstaat und überladenen Putz mit geschmacklosen Frangen. Dieses Bette, worin Ludwig XI. die Stunden des Schlafes oder der Schlaflosigkeit zubrachte, konnte man noch vor 200 Jahren bei einem Staatsrathe sehen, wo es die alte Madame Pilou gesehen hat, die im Cyrus unter dem Namen Arricidie und »lebende Moral« bekannt war.

So war das Zimmer beschaffen, welches man das Cabinet nannte, worin König Ludwig von Frankreich seine Hora's betet.

In dem Augenblicke, in welchem wir den Leser hineingeführt haben, war es sehr dunkel darin. Die Abendglocke war seit einer Stunde gehört, es war Nacht, und es war nur eine flackernde Wachskerze darin, welche auf dem Tische stand, um fünf Personen, die verschiedenartig im Gemache gruppirt waren, zu leuchten.

Der erste, auf welchen das Licht fiel, war ein prachtvoll in ein scharlachnes Beinkleid und einen Rock mit Silberstreifen und in einen Mantel von Drap-d'or von schwarzer Farbe gekleideter Herr. Dieser glänzende Anzug, in welchem sich das Licht spiegelte, schien in allen seinen Falten vom Glanze zu strahlen. Der Mann, welcher ihn trug, hatte auf der Brust seini n lebhaften Farben gesticktes Wappen: einen Sparren nebst einem an dessen Spitze vorbeiziehenden Damhirsche. Der Wappenschild lehnte sich rechts an einen Olivenzweig und links an ein Damhirschgeweih. Er trug in seinem Gürtel einen reichen Degen, dessen röthlicher Griff in Gestalt eines Helmschmucks ausgearbeitet war, über welchem sich eine Grafenkrone befand. Er hatte ein boshaftes Aussehen, eine stolze Miene und trug den Kopf hoch. Beim ersten Blick sah man auf seinem Gesichte den anmaßenden Stolz, beim zweiten die List.

Er stand mit unbedecktem Haupte und einem langen Zettel in der Hand hinter dem Armsessel, auf welchem nachläßig ausgestreckt, mit übereinander geschlagenen Knien, den Ellbogen auf den Tisch gestützt, eine andere schlecht gekleidete Person saß. Man denke sich in der

That auf dem prachtvollen Corduansessel zwei krumme Knie, zwei magere Lenden, die in ein eng anschließendes Beinkleid von schwarzer Wolle ärmlich genug gekleidet waren, einen in einen Ueberrock von Barchent gehüllten Rumpf, mit einer Besetzung von Pelzwerk, an welchem man aber weniger Haare als Leder sah; endlich einen alten abgeschabten Hut vom gröbsten schwarzen Tuche, der ringsum mit einer Schnur von kleinen bleiernen Figuren besetzt war. Das war nebst einem schmutzigen Käppchen, aus welchem kaum ein spärliches Haar hervorsah, Alles, was man von der sitzenden Person unterscheiden konnte. Er ließ seinen Kopf dergestalt auf die Brust herabhängen, daß man von seinem im Schatten versteckten Gesichte nichts erblickte als das Ende seiner Nase, auf welche ein Strahl des Lichtes fiel und welche sehr lang sein mußte. An der Magerkeit seiner mit Runzeln bedeckten Hand erkannte man, daß es ein Greis war. Dies war Ludwig XI.

In einiger Entfernung hinter ihnen plauderten leise mit einander zwei nach flamländischem Schnitt gekleidete Männer, welche nicht so sehr im Schatten versteckt waren, daß nicht Jemand, der bei der Vorstellung von Gringoire's

Mysterium zugegen gewesen war, in ihnen zwei der vornehmsten flamländischen Gesandten hätte wiedererkennen können, nämlich Wilhelm Rym, den verschlagenen Pensionnair von Gent, und Jakob Coppenole, den populären Schuster. Man wird sich erinnern, daß diese beiden Männer in die geheime Politik Ludwigs XI. eingeweiht waren.

Endlich ganz im Hintergrunde des Zimmers, nahe bei der Thür, stand im Dunkel unbeweglich, wie eine Bildsäule, ein kräftig gebauter Mann mit untersetzten Gliedern, im militärischen Harnisch, in einem mit Wappen geschmückten Gewande, dessen vierschrötiges Gesicht mit der Stirn gleichstehenden Augen und mit einem überaus großen Munde, die Ohren unter zwei breiten Haarbüscheln versteckt und ohne Stirn, zugleich einem Hunde und einem Tiger ähnlich sah.

Alle waren unbedeckten Hauptes, mit Ausnahme des Königs.

Der Herr, welcher neben dem König stand, las ihm eine Art langen Berichts vor, welchem Se. Majestät mit Aufmerksamkeit zuzuhören schien. Die beiden Flamländer flüsterten mit einander.

»Beim Kreuze Gottes!« murmelte Coppenole, »ich bin des Stehens satt und müde; gibt es denn hier keinen Stuhl?«

Rym antwortete durch eine verneinende Geberde, welche er mit einem discreten Lächeln begleitete.

»Beim Kreuze Gottes!« erwiederte Coppenole, ganz unglücklich darüber, daß er gezwungen war, so leise zu sprechen, »die Luft wandelt mich an, mich auf die Erde niederzusetzen, mit übereinander geschlagenen Beinen als Schuster, wie ich es in meiner Bude zu thun pflege.«

»Das lasset Euch ja nicht einfallen, Meister Jakob!«

»Ach! Meister Wilhelm! hier kann man also nur auf seinen Füßen stehen!«

»Oder auf den Knien liegen,« sagte Rym.

In diesem Augenblicke erhob sich die Stimme des Königs: »Funfzig Sols für die Kleider unserer Bedienten und zwölf Livres für die Mäntel der Kronschreiber! Ihr verschwendet das Gold tonnenweis! Seid Ihr toll, Olivier?«

Bei diesen Worten hatte der Greis den Kopf in die Höhe gerichtet. Man sah an seinem Halse die goldenen Schalen des Halsbandes vom heiligen Michaels-Orden erglänzen. Das

Licht warf seinen vollen Schein auf sein fleischloses, mürrisches Profil. Er riß dem Andern das Papier aus der Hand.

»Ihr richtet uns zu Grunde!« rief er aus, indem er mit seinen tiefliegenden Augen die Schrift überlas. »Was soll das Alles? Was brauchen wir ein so verschwenderisch eingerichtetes Haus? Zwei Kaplane, ein jeder von ihnen mit einem monatlichen Gehalt von 10 Livres und ein Clerc de chapelle für 100 Sols! Ein Kammerdiener für jährlich 80 Livres! Vier Küchenmeister, von denen ein jeder 120 Livres jährlich erhält! Ein Bratenmacher, ein Suppenkoch, ein Oberkoch, ein Schaffner, zwei Schaffnergehülfen, jeder für monatlich 10 Livres! Zwei Küchenjungen für 8 Livres! Ein Stallknecht und seine beiden Gehülfen, monatlich 80 Livres! Ein Auslaufer, ein Pastetenbäcker, ein Weißbäcker, zwei Karrenschieber, zu 60 Livres jährlich! Und der Hufschmied 120 Livres! Und unser Schatzmeister 1200 Livres! Und der Controleur 500! — Und wer weiß, was noch Alles! Es ist ein Wahnsinn! Der Gehalt unserer Hausbedienten plündert Frankreich aus! Alles Gold und Silber im Louvre wird bei einem solchen Feuer der Verschwendung zusammenschmel-

zen! Wir wollen auch unsere Geräthe verkaufen! Und nächstes Jahr, wenn Gott und Unsere liebe Frau (hier nahm er seinen Hut ab) uns das Leben fristen, wollen wir unsere Tisanen aus einem Topf von Zinn trinken.«

Bei diesen Worten warf er einen Blick auf den silbernen Becher, welcher auf dem Tische funkelte. Er hustete und fuhr fort:

»Meister Olivier, die Fürsten, welche über große Herrschaften regieren, wie Könige und Kaiser, dürfen es nicht zugeben, daß die Verschwendung in ihrem Haushalte Wurzel fasse; denn von da verbreitet sich das Feuer durch das ganze Reich! — Also, Meister Olivier, lasset Euch das gesagt sein. Unsere Ausgaben vermehren sich von Jahr zu Jahr. Die Sache mißfällt uns. Wie, Pasque-Dieu! bis zu 79 haben sie die Summe von 36,000 Livres nicht überstiegen; im Jahre 80 kamen sie auf 43,619 Livres. — Ich habe die Zahlen im Kopfe; — im Jahre 81 66,680 Livres und in diesem Jahre werden sie bei meiner Treu an 80,000 kommen! In vier Jahren das Doppelte! Das ist ungeheuer!«

Er hielt inne, ganz außer Athem; dann nahm er ereifert wieder das Wort: »Ich sehe

nur Leute um mich, die sich an meiner Magerkeit mästen! Ihr saugt mir die Thaler aus allen Poren!«

Alle schwiegen. Es war ein Ausbruch des Jähzorns, worin man ihn zufrieden ließ. Er fuhr fort.

»So ist's auch mit jener lateinischen Bittschrift der französischen Barone und Herren, worin sie verlangen, daß wir die großen Kron-Chargen wieder einführen sollen! In der That, Chargen! Lasten (charges), die Einen niederdrücken! He! Ihr Herren! Ihr behauptet, wir wären kein König, weil wir dapifero nullo, baticulario nullo [1]) regierten! Wir werden es Euch zeigen, Pasque-Dieu! ob wir kein König sind!«

Hier lächelte er im Gefühle seiner Macht; seine böse Laune entfloh bei dem Gedanken daran und er wandte sich zu den Flamländern:

»Seht Ihr, Gevatter Wilhelm? Der Oberbeschließer, der Oberkellermeister, der Oberkammerherr, der Ober-Seneschall wiegen nicht den geringsten Diener auf. Behaltet das, Gevatter Coppenole. — Sie dienen zu Nichts.

[1]) Darunter sind die großen Hofämter eines Truchseß, Mundschenken ꝛc. zu verstehen.

Wenn sie so zwecklos um den König stehen, so kommen sie mir vor wie die vier Evangelisten, welche das Zifferblatt der großen Uhr des Palais umgeben und welche Philipp Brille wieder aufgefrischt hat. Sie sind vergoldet, aber sie zeigen keine Stunde an; der Zeiger kann ihrer ganz entrathen.«

Er hielt einen Augenblick ein; dann fuhr er fort, indem er sein altes Haupt zurückwarf: »Ho! ho! Bei Unserer Lieben Frau, ich bin kein Philipp Brille und werde die großen Vasallen nicht vergolden. — Fahre fort, Olivier.«

Die Person, welche er mit dieser Anrede bezeichnete, nahm die Schrift wieder aus seinen Händen in Empfang und fuhr fort, mit lauter Stimme zu lesen:

»An Adam Tenon, Siegelbewahrer beim Profoßamte zu Paris, für Silber-Fassung und Gravirung besagter Siegel, welche neu angeschafft sind, weil die vorigen wegen ihres Alters unbrauchbar geworden waren — 12 Livres.«

»An Wilhelm Frère die Summe von 4 Livres 4 Sols Parisis, für seine Bemühung und als Besoldung für die Fütterung der Tauben in den beiden Taubenschlägen des Hôtels des Tournelles, während der Monate Januar, Fe-

bruar und März dieses Jahres, und zu demselben Behufe 6 Sester Gerste.«

»An einen Franziskanermönch für die Beichte eines Delinquenten, 4 Sols Parisis.« — Der König hörte stillschweigend zu. Von Zeit zu Zeit hustete er; dann setzte er den Becher an seine Lippen und trank einen Schluck, wobei er das Gesicht verzog.

»In diesem Jahre haben auf Befehl des Gerichts-Amtes unter Trompetenschall an den Straßen-Ecken von Paris 50 öffentliche Ausrufungen stattgefunden. Noch zu berechnen.«

»Für Aufgraben und Nachsuchungen an gewissen Oertern, sowohl zu Paris als anderswo, um Geld aufzufinden, was dort vergraben sein sollte, wo man aber Nichts gefunden hat, — 48 Livres Parisis.«

»Das heißt einen Thaler einscharren, um einen Sou zu ernten!« sagte der König.

»Für 6 Scheiben von weißem Glase, die im Hôtel des Tournelles an der Stelle, wo der eiserne Käfig ist, eingesetzt sind, — 13 Sols. — Für 4 Wappenschilde zum Wappen des Königs, ringsum mit Rosenkränzen eingefaßt, 6 Livres. — Für 2 neue Aermel an dem alten Wamms des Königs, 20 Sols. — Für eine

Kruke Fett, um die Stiefel des Königs einzuschmieren, 15 Heller. — Ein neuer Schweinstall für die schwarzen Schweine des Königs, 30 Livres Parisis. — Mehrere Verschläge, Bretter und Fallthüren, um die Löwen beim Hôtel St. Paul einzusperren, 22 Livres.«

»Das sind theure Bestien,« sagte Ludwig XI. »Das thut aber nichts; das gehört zur königlichen Pracht. Da ist vorzüglich ein großer röthlicher Löwe darunter, den ich gern habe wegen seiner artigen Manieren. — Habt Ihr ihn gesehen, Meister Wilhelm? — Die Fürsten müssen solche seltene Thiere besitzen. Bei uns Königen müssen die Hunde Löwen und die Kazzen Tiger sein. Das Großartige paßt zu den Kronen. Zur Zeit des heidnischen Jupiters, wenn das Volk den Kirchen hundert Ochsen und hundert Schafe darbrachte, gaben die Kaiser hundert Löwen und hundert Adler. Das war wild und schön. Die Könige von Frankreich hatten immer solches Gebrüll um ihren Thron herum. Nichts desto weniger wird man mir die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß ich noch weniger daran verschwende als meine Vorfahren und daß ich weit weniger Löwen, Bären, Elephanten und Leoparden halte. Nur weiter,

Meister Olivier. Das wollten wir unsern flamländischen Freunden bemerklich machen.«

Wilhelm Rym neigte sich tief, während Coppenole mit seiner rauhen Miene ganz das Ansehen eines der Bären hatte, von welchen Se. Majestät sprach. Der König achtete nicht darauf. Er hatte eben den Becher an seine Lippen gesetzt und spie den Trank wieder aus, indem er sagte: »Pfui! die fatale Tisane!« — Olivier fuhr fort:

»Für die Beköstigung eines Landstreichers, den man seit 6 Monaten in dem Hause der Schinderei eingeriegelt hat, bis man weiß, was man mit ihm machen soll, — sechs Livres, vier Sols.«

»Was bedeutet das?« unterbrach ihn der König; »man futtert die Leute, die man hängen sollte! Pasque-Dieu! ich werde keinen Sou mehr zu dieser Beköstigung hergeben. — Olivier, verständigt Euch darüber mit dem Herrn d'Estouteville und noch heute Abend trefft die Anstalten zur Vermählung dieses Bräutigams mit dem Galgen. — Weiter!«

Olivier machte mit seinem Daumen ein Zeichen und fuhr dann fort: »An Heinrich Cousin, den Vollstrecker der peinlichen Urtheile

der Justiz zu Paris, die Summe von 60 Sols Parisis, welche ihm ausgesetzt ist auf Befehl des Herrn Profoß von Paris für Anschaffung eines Richtschwertes zur Enthauptung der nach Urtel und Recht hinzurichtenden Personen; desgleichen für Ausbesserung des alten Schwertes, welches schartig geworden war bei der Hinrichtung des Herrn Ludwig von Luxembourg, wie noch deutlich zu sehen ist. ....«

Der König fiel ihm ins Wort: »Genug; ich bewillige die Summe von ganzem Herzen. Das sind Ausgaben, die ich nicht beachte. Solches Geld hat mich niemals gereut. Fahrt fort.«

»Für einen großen neuen Käfig ...«

»Ah!« sagte der König, indem er mit beiden Händen auf die Armlehnen seines Stuhls faßte, »ich wußte ja wohl, daß ich in irgend einer Absicht hierher in die Bastille gekommen war. — Wartet, Meister Olivier. Ich will den Käfig selbst in Augenschein nehmen. Ihr werdet mir den Kostenanschlag vorlesen, während ich ihn untersuche. — Meine Herren Flamländer, kommt mit und seht ihn an; er ist merkwürdig.« — Darauf stand er auf, stützte sich auf den Arm Oliviers, gab dem Stummen, welcher vor der Thür stand, ein Zeichen voranzugehen, den

beiden Flamländern deutete er an, ihm zu folgen und ging aus dem Zimmer.

Die Begleitung des Königs verstärkte sich vor der Thür des Gemaches mit schwer bewaffneten Leuten und mit kleinen Pagen, welche Windlichter trugen. Sie ging eine Zeitlang in dem Innern des alten Zwingerthurms umher, in welchem Treppen und Corridors umherliefen bis zur dicken Mauer. Der Hauptmann der Bastille ging an der Spitze und ließ die Thüren öffnen vor dem kranken, gebückt einhergehenden König, welcher fortwährend hustete.

Bei jeder Thür mußten Alle sich bücken, mit Ausnahme des vom Alter gebeugten Greises. — »Hm!« sagte er leise für sich, »wir sind schon ganz bereit, zur Thür des Grabes hineinzugehen.«

Endlich, nachdem sie durch eine letzte Thür hindurchgegangen waren, welche so sehr mit Schlössern versperrt war, daß man eine Viertelstunde Zeit brauchte, um sie zu öffnen, traten sie in einen hohen, weiten, gothisch gewölbten Saal, in dessen Mittelpunkte man beim Schimmer der Windlichter einen großen, gemauerten Würfel unterschied. Er war inwendig hohl. Es war einer von den berüchtigten Käfigen

für Staatsgefangene, welche man les fillettes du roi nannte. In den Wänden desselben befanden sich zwei oder drei kleine Fenster, welche so sehr mit dicken Eisenstäben vergittert waren, daß man das Glas derselben nicht sehen konnte. Die Thür war eine große Steinplatte, wie bei Grabmälern; eine von den Thüren, welche sich nur zum Eingange öffnen. Nur war der Todte hier ein Lebender.

Der König fing an, langsam um den Käfig herumzugehen, indem er ihn sorgfältig untersuchte, während Meister Olivier, hinter ihm hergehend, mit lauter Stimme seinen Bericht herlas:

»Für einen neuen großen Käfig von dicken Bohlen, Zimmerholz und Schwellen, 9 Fuß lang, 8 Fuß breit, und 7 Fuß hoch, mit dicken eisernen Platten ausgeschlagen und ausgeglättet, welcher Käfig in einem Gemache eines Thurms der Bastide St. Antoine ist, und worin auf Befehl des Königs, unsers Herrn, ein Gefangener aufbewahrt wird, welcher vor diesem einen alten, baufälligen Käfig bewohnte. — Zu besagtem Käfig sind verbraucht 96 Stück Lagerholz, und 52 aufrecht gestellte Balken, 10 Schwellen, 3 Toisen lang; dabei haben 19 Zimmerleute Arbeit gehabt, um dieses Holz zu behauen und

zu bearbeiten auf dem Hofe der Bastide, 20 Tage lang....«

»Schöne Stücken Eichenholz,« sagte der König, indem er mit der Faust auf das Gerüst klopfte.

»In diesem Käfig sind verbraucht,« fuhr der Andere fort zu lesen, »120 dicke eiserne Platten von 8 — 9 Fuß, mit den nöthigen Scheiben, Blechen, und Querstäben, zusammen 3735 Pfund schwer; außerdem 8 dicke eiserne Haken, um besagten Käfig zu befestigen, nebst Klammern und Nägeln, zusammen 218 Pfund schwer, nicht mitzurechnen das Eisen der Fenstergitter in dem Gemache, worin der Käfig angebracht ist, die Eisenstangen an der Thür desselben und andere Dinge....«

»Das ist ja viel Eisen,« sagte der König, »um das leichte Gewicht eines Geistes festzuhalten!«

»Das Ganze kommt auf 317 Livres, 5 Sols und 7 Deniers.«

»Pasque-Dieu!« rief der König.

Bei diesem Lieblingsfluche Ludwigs XI. schien es, als ob im Innern des Käfigs Jemand erwachte; man hörte Ketten, welche auf dem Boden desselben rasselten, und es erhob sich eine

schwache Stimme, welche aus dem Grabe zu kommen schien: — »Sire! Sire! Gnade!« — Aber man konnte die Person nicht sehen, welche diese Worte sprach.

»317 Livres 5 Sols 7 Deniers?« wiederholte Ludwig XI.

Die klägliche Stimme, welche aus dem Käfig sich hatte hören lassen, hatte das Blut aller Umstehenden erstarren lassen, selbst des Meisters Oliviers. Der König allein schien sie nicht vernommen zu haben. Auf seinen Befehl fing Olivier wieder an zu lesen, und Se. Majestät setzte kaltblütig die Inspection des Käfigs fort.

»Außer diesem ist an einen Maurer, welcher die Löcher zu den Fenstergittern und den Boden des Gemachs, der den Käfig wegen seiner Schwere nicht hätte tragen können, gemacht hat, die Summe von 27 Livres 14 Sols Parisis ausgezahlt...«

Die Stimme hob wieder an zu ächzen: »Gnade! Sire! Ich schwöre es Euch zu, es ist der Cardinal d'Angers, welcher die Verrätherei begangen hat, und ich bin unschuldig.«

»Der Maurer ist theuer!« sagte der König. »Fahre fort, Olivier.«

Olivier las weiter: »An den Tischler für

Fenster, Beschläge, einen durchlöcherten Sitz und andere Dinge, 20 Livres 2 Sous Parisis...«

Die Stimme fuhr ebenfalls fort: »Ach! Sire! Wollt Ihr mich nicht anhören? Ich betheuere es Euch, daß nicht ich die Sache dem Herzog von Guyenne geschrieben habe, sondern der Herr Cardinal von Balue!«

»Der Tischler ist theuer,« bemerkte der König. — »Ist das Alles?«

»Nein, Sire. — Dem Glaser für die Fenster in besagtem Gemache 46 Sols 8 Deniers Parisis.«

»Habt Erbarmen, Sire! Ist es nicht genug, daß man mein ganzes Vermögen meinen Richtern gegeben hat; mein Silbergeschirr dem Herrn von Torcy, meine Bibliothek dem Meister Peter Doriolle, meine Tapeten dem Gouverneur von Roussillon? Ich bin unschuldig. Vierzehn Jahre schon hänge ich in einem eisernen Käfig. Habt Erbarmen, Sire! Ihr werdet es einst dereinst im Himmel auch finden.«

»Meister Olivier,« sagte der König, »die Totalsumme?«

»367 Livres 8 Sols 3 Deniers!«

»Notre-Dame!« rief der König. »Das ist ein schandbarer Käfig!«

Er riß Meister Olivier das Papier aus den Händen, und fing an, selbst an den Fingern nachzurechnen, indem er wechselsweise das Papier und den Käfig untersuchte. Unterdessen hörte man den Gefangenen schluchzen. Dies war herzzerreißend, und die Gesichter sahen sich erblassend einander an.

»Vierzehn Jahre, Sire! vierzehn Jahre sind's! Seit dem April im Jahre 1469. Im Namen der heiligen Mutter Gottes, Sire, erhöret mich! Ihr habt während dieser ganzen Zeit Euch des Sonnenlichtes erfreut. Soll ich Elender den Tag nie wieder erblicken? Gnade, Sire! Seid barmherzig. Die Gnade ist eine schöne königliche Tugend, welche die Ausbrüche des Jähzorns wieder gut macht. Glaubt Eure Majestät, daß es in der Stunde des Todes für einen König eine große Beruhigung ist, keine Beleidigung ungestraft gelassen zu haben? Und dann, Sire, habe ich ja Eure Majestät nicht verrathen; das hat der Herr von Angers gethan. Ich habe am Fuße eine sehr schwere Kette mit einer schweren eisernen Kugel. Ach! Sire! habt Erbarmen mit mir!«

»Olivier,« sagte der König, indem er seinen Kopf in die Höhe warf, »ich bemerke, daß man

mir das Müdd Gyps zu 20 Sols angesetzt hat, da es doch nur 12 kostet. Ihr werdet dies berichtigen.«

Er kehrte dem Käfig den Rücken zu, und verließ das Zimmer. Der unglückliche Gefangene bemerkte an der allmähligen Entfernung des Lichtes und des Geräusches, daß der König sich entfernte. — »Sire! Sire!« schrie er voll Verzweiflung. Die Thür wurde wieder verschlossen. Er sah und hörte nichts mehr, als die heisere Stimme des Gefangenwärters, welche ihm ein Lied vorsang, worin der Name des Cardinals von Value und des Bischofs von Verdun vorkam.

Der König stieg schweigend in sein Gemach zurück, und seine Begleitung folgte ihm, ganz erstarrt von dem letzten Aechzen des Verurtheilten. Plötzlich wandte sich Se. Majestät an den Gouverneur der Bastille. — »Wie ist mir denn?« sagte sie, »sitzt nicht Jemand in diesem Käfig?«

»Bei Gott, Sire!« antwortete der über diese Frage erstaunte Gouverneur.

»Und wer denn?« — »Der Bischof von Verdun.«

Der König wußte das besser, als jeder Andere. Aber dies war so seine Art.

»Ha!« sagte er mit einer Miene, als ob er zum ersten Male daran dächte, »Wilhelm von Harancourt, der Freund des Herrn Cardinals von Balue. Ein echter Teufel von Bischof!«

Nach wenigen Augenblicken war die Thür seines Zimmers wieder geöffnet, und hinter den fünf Personen wieder verschlossen, welche der Leser im Anfange dieses Kapitels erblickt hat, und welche ihre alten Plätze und Stellungen wieder eingenommen hatten.

Während der Abwesenheit des Königs hatte man auf seinen Tisch einige Depeschen hingelegt, die er selbst erbrach. Dann las er sie eine nach der andern durch, gab dem Meister Olivier, welcher bei ihm das Amt eines Ministers zu bekleiden schien, ein Zeichen, die Feder zu ergreifen, und ohne ihm den Inhalt der Depeschen mitzutheilen, fing er an ihm mit leiser Stimme die Antworten zu dictiren, welche dieser in einer sehr unbequemen Stellung vor dem Tische auf den Knien liegend niederschrieb.

Wilhelm Rym beobachtete Beide.

Der König sprach so leise, daß die Flamländer von seinen Dictaten nichts vernahmen, als hin und wieder einige abgerissene und wenige verständliche Worte, wie z. B.: — »die

fruchtbaren Gegenden durch den Handel, die unfruchtbaren durch Manufacturen zu heben... — den Herren aus England unsere vier Bombarden, London, Brabant, Bourg en Bresse, Saint-Omer zu zeigen... — die Artillerie ist die Ursache, daß die Kriege jetzt mit größerer Besonnenheit geführt werden... — An Herrn von Bressuire, unsern Freund... — Die Armeen werden nicht ohne Auflagen erhalten...« — u. dgl. m.

Einmal erhob er die Stimme: — »Pasque-Dieu! Der König von Sicilien siegelt auch seine Briefe mit gelbem Wachs, wie der König von Frankreich. Wir thun vielleicht Unrecht daran, wenn wir es ihm erlauben. Mein Vetter von Burgund gestattete kein Wappen auf rothem Felde. Die Größe der Häuser wird durch die Unverletzlichkeit der Vorrechte gesichert. Bemerke das, Gevatter Olivier.«

Ein anderes Mal sagte er: »O! O! Eine grobe Botschaft! Was fordert unser Bruder, der Kaiser, von uns?« — Und indem er mit seinen Augen das Sendschreiben überlas, brach er in Ausrufungen des Erstaunens aus: »Wahrhaftig! die Deutschen sind so stark und mächtig, daß es kaum glaublich ist. — Aber wir vergeß-

sen nicht das alte Sprichwort: — die schönste Grafschaft ist Flandern; das schönste Herzogthum Mailand und das schönste Königreich Frankreich. Nicht wahr, Ihr Herren Flamländer?«

Dieses Mal verbeugte sich auch Coppenole mit Wilhelm Rym. Der Patriotismus des Schusters war in Anspruch genommen.

Eine letzte Depesche runzelte Ludwigs XI. Stirn. — »Was ist das?« rief er. »Klagen und Beschwerden gegen unsere Garnisonen in der Picardie! Olivier, schreibt mit Bedacht an den Herrn Marschall von Rouault: — daß die Kriegszucht schlaff wird; — daß die Soldaten, die Ordonnanzen, die Bannerherren, die Freischützen, die Schweizer den Landleuten viel Gewalt anthun; — daß der Kriegsmann nicht zufrieden ist mit dem, was er im Hause der Landleute findet, sie mit Stockschlägen zwingt, ihm aus der Stadt Wein, Fisch, Spezereien, und andere über seine Befugniß hinausgehende Dinge zu holen; — daß dem Könige dieses bekannt ist; — daß wir unser Volk vor Bedrückungen und Plünderungen geschützt wissen wollen; — daß es unser Wille ist, bei Unserer lieben Frau! — Daß überdies es uns nicht beliebt, daß irgend ein

Musikant, Barbier oder Kriegsknecht, wie ein Fürst sich in Sammt und Seide kleide und mit goldenen Ringen schmücke; — daß diese Eitelkeiten Gott verhaßt sind; — daß wir, der wir doch ein Edelmann sind, uns begnügen mit einem Tuchwamms, wovon die Pariser Elle 16 Sous kostet; — daß auch die Herren vom Trosse sich so weit herablassen können. — Meldet diese Befehle. — An den Herrn von Rouault, unsern Freund. — Gut.« —

Er dictirte diesen Brief mit lauter Stimme, in einem festen Tone und gewissermaßen ruckweise. In dem Augenblick, wo er damit fertig war, öffnete sich die Thür und es stürzte eine Person von ganz verstörtem Aussehen herein, welche rief: »Sire! Sire! Es ist ein Volksaufstand in Paris!«

Ludwigs XI. ernste Figur zog sich zusammen; aber das Sichtbare seiner Bewegung ging wie ein Blitz vorüber. Er faßte sich schnell, und sagte mit einem ruhigen Ernst: »Gevatter Jakob, Ihr kommt ja sehr plötzlich herein!«

»Sire! Sire! Eine Empörung!« wiederholte der Gevatter Jakob ganz außer Athem.

Der König, welcher aufgestanden war, ergriff ihn derb bei dem Arme und sagte ihm in's

Ohr, so daß es nur von ihm allein gehört werden konnte, mit einem zornigen Blicke, der zugleich auf die Flamländer hindeutete: »Schweig! oder sprich leise!«

Der neu Angekommene verstand diesen Befehl, und fing an, ihm ganz leise einen sehr verwirrten Bericht abzustatten, welchen der König mit Ruhe anhörte, während Wilhelm Rym seinen Gefährten Coppenole aufmerksam machte auf das Gesicht und die Kleidung des eben Eingetretenen, auf seine mit Pelz besetzte Kaputze (caputia fourrata), seine kurze Ueber-Toga (epitogia curta) und seine Robe von schwarzem Sammet, welche in ihm einen Präsidenten der Rechnungskammer zu erkennen gab.

Kaum hatte der König einige Erklärungen desselben angehört, als er in ein lautes Gelächter ausbrechend ausrief: »In Wahrheit! sprecht nur ganz laut! Gevatter Coictier! Was braucht Ihr so leise zu reden? Unsere liebe Frau weiß, daß wir vor unsern guten flamländischen Freunden keine Geheimnisse haben.«

»Aber, Sire...« — »Sprecht ganz laut.«

Der Gevatter Coictier blieb vor Erstaunen ganz stumm.

»So sprecht doch nur, Herr,« versetzte der

König, — »in unserer guten Stadt Paris gibt es einen Volksaufstand?«

»Ja, Sire.«

»Der, wie Ihr behauptet, gegen den Herrn Voigt des Justizpallastes gerichtet ist? — »Es scheint so,« sagte der Gevatter noch stammelnd, und ganz erstaunt über die plötzliche und unerklärliche Veränderung, welche in den Gedanken des Königs vorgegangen war.

Ludwig XI. nahm wieder das Wort: »Wo ist die Nachtwache dem Zuge begegnet?«

»Auf dem Wege von der großen Truanderie nach dem Pont-aux-Changeurs. Ich selbst bin ihm begegnet, als ich hierher wollte, um den Befehlen Ew. Majestät zu gehorchen. Ich habe einige von ihnen schreien hören: nieder mit dem Voigte des Pallastes!«

»Und was für Beschwerden haben sie denn gegen den Voigt?«

»Ach!« sagte der Gevatter Jakob, »daß er ihr Herr ist.« — »Wahrhaftig!« —

»Ja, Sire. Es sind Schurken vom Wunderhofe. Schon seit langer Zeit beklagen sie sich über den Voigt, dessen Vasallen sie sind. Sie wollen ihn weder als Gerichts-Herrn, noch als Polizei-Herrn anerkennen.

»So!« versetzte der König mit einem Lächeln der Zufriedenheit, welches er vergebens zu verbergen suchte.

»In allen ihren Bittschriften beim Parlamente,« entgegnete der Gevatter Jakob, »behaupten sie nur zwei Herren zu haben: Ew. Majestät und ihren Gott, welches, wie ich glaube, der Teufel ist.«

»Ei! Ei!« sagte der König. — Er rieb sich die Hände und lachte in sich hinein; er konnte seine Freude nicht verbergen, obgleich er mitunter es versuchte, ganz gleichgültig zu erscheinen. Niemand begriff etwas davon, selbst Meister Olivier nicht. — Er schwieg einen Augenblick mit einer nachdenkenden, aber zufriedenen Miene.

»Sind sie stark?« fragte er dann plötzlich. — »Ja, gewiß, Sire,« antwortete Gevatter Jakob. — »Wie stark?« — »Wenigstens sechstausend.«

Der König konnte sich nicht enthalten, zu sagen: »Gut!« Er fragte wieder: »Sind sie bewaffnet?«

»Mit Sicheln, Piken, Armbrüsten, Haken, kurz mit allerlei furchtbaren Waffen.« Der König schien keineswegs unruhig zu sein bei dieser

Angabe. Der Gevatter Jakob glaubte hinzufügen zu müssen: »Wenn Ew. Majestät dem Voigt nicht schnelle Hülfe schickt, so ist er verloren.«

»Wir werden ihm welche schicken,« sagte der König mit einer erzwungenen ernsten Miene. »Es ist gut. Gewiß, wir werden ihm welche schicken. Der Herr Voigt ist unser Freund. Sechstausend! Das sind entschlossene Schurken! Die Frechheit ist wunderbar, und wir sind darüber sehr aufgebracht. Aber wir haben in dieser Nacht wenig Mannschaft um uns. — Morgen früh wird es noch zeitig genug sein.«

Der Gevatter Jakob rief: »Sofort, Sire! Sonst kann die Voigtei zwanzig Mal erstürmt, das Herrenhaus erbrochen und der Voigt gehangen werden. Um Gottes willen, Sire, schickt vor morgen früh Hülfe hin.«

Der König sah ihn an. — »Ich habe Euch schon gesagt, morgen früh.«

Das war einer von den Blicken, auf welche nichts geantwortet werden durfte.

Nach einer Pause erhob Ludwig XI. von Neuem seine Stimme: »Gevatter Jakob, Ihr müßt das wissen. Worin bestand...,« er verbesserte sich selbst, — »worin besteht die Lehnsgerichtsbarkeit des Voigtes?«

»Sire, der Voigt des Palastes hat die Straße de la Calandre bis zur Straße de l'Herberie, den Platz St. Michel, die beiden gewöhnlichen sogenannten Mureaux dicht neben der Kirche Notre-Dame-des Champs (hier nahm der König seinen Hut ab), worin 15 Hôtels liegen, ferner den Wunderhof, ferner das Hospital, welches la Barlieue heißt, die ganze Landstraße von dieser Maladerie an bis zum Thore St. Jacques. Ueber alle diese verschiedenen Plätze hat er die Weg-Polizei, hohe, mittlere und niedere Gerichtsbarkeit, ist ihr Herr im vollen Sinne des Wortes.«

»Was!« sagte der König, indem er mit der rechten Hand sich hinter seinem linken Ohre kratzte, »das ist ein gutes Stück von meiner Stadt! Ha! der Herr Voigt war der König über alles dieses!«

Dieses Mal verbesserte er seinen Ausdruck nicht. Er fuhr nachdenkend und wie mit sich selbst redend fort: — »Recht schön, Herr Voigt! Ihr hattet da ein artiges Stück von unserm Paris zwischen Euern Zähnen.«

Plötzlich brach er los: — »Pasque-Dieu! Was bedeutet das mit den Leuten, die sich Wege-Herren, Gerichts- und Oberherren in unserm

Reiche nennen? die ihren Zoll von jedem guten Stücke Land erheben? die ihre Gerichtsbarkeit und ihren Galgen an jeder Straßenecke mitten unter unserm Volke haben? so daß, wie der Grieche so viel Götter hatte, als er Quellen, und der Perser so viel, als er Sterne zählte, der Franzose eben so viel Könige rechnet, als er Galgen erblickt. Bei Gott, das Ding ist schlecht, und die Verwirrung mißfällt mir! Ich möchte wohl wissen, ob es Gottes Gnade ist, daß es in Paris einen andern Weg-Herrn, als den König, einen andern Gerichtshof, als das Parlament, einen andern Herrscher, als uns in diesem Reiche gibt. Bei meiner Seele! es wird wohl der Tag erscheinen müssen, wo es in Frankreich nur einen König, einen Herrn, einen Richter, einen Scharfrichter geben wird, wie im Paradiese es nur einen Gott gibt.«

Er nahm wieder seine Mütze ab, und fuhr immer träumerisch mit sich selbst sprechend mit der Miene und dem Tone eines Jägers fort, der seine Meute Hunde anreizt und antreibt. — »Gut! Mein Volk! Brav! wirf diese falschen Herrscher herab! Thue deine Arbeit! Frisch! Frisch! Plündere sie aus, hänge sie auf, erstürme ihre Häuser! — Ha! Ihr wollt Könige sein, Ihr Herren? Nur zu, mein Volk!«

Hier unterbrach er sich plötzlich, biß sich auf die Lippen, gleichsam als ob er seinen ihm halb entwischten Gedanken wieder einholen wollte, sah der Reihe nach mit einem durchdringenden Blick alle fünf ihn umgebenden Personen an, und indem er plötzlich mit beiden Händen seinen Hut ergriff und ihn vor's Gesicht hielt, sagte er zu ihm: — »O, ich würde Dich verbrennen, wenn Du wüßtest, was ich im Kopfe habe.«

Dann sah er sich wieder um, mit dem aufmerksamen und unruhigen Blick des Fuchses, der sich in seinen Bau zurückbegibt, und sprach: »Es thut nichts; wir werden dem Herrn Voigt schon zu Hülfe eilen. Zum Unglück haben wir nur wenige Truppen hier in diesem Augenblicke gegen solch eine Masse Volk. Man muß bis morgen warten. Man wird Befehl in die Cité senden, und man wird Alles aufhängen, was ergriffen wird.«

»Ach so! Sire,« sagte der Gevatter Coictier, »ich habe in der ersten Verwirrung vergessen: »die Wache hat zwei Nachzügler der Bande ergriffen. Wenn Ew. Majestät diese Leute sehen will, sie sind hier.«

»Ob ich sie sehen will!« rief der König.

»Wie! Pasque-Dieu! Solche Dinge vergißt Du! — Schnell, laufe hin, Olivier! und bringe sie her.«

Meister Olivier ging hinaus und kehrte einen Augenbick nachher wieder zurück mit den beiden Gefangenen, welche von Bogenschützen der Ordonnanz umringt waren. Der erste hatte ein plumpes, dummes Gesicht, auf dem sich dumpfes Staunen und trunkner Sinn aussprach. Er war in Lumpen gehüllt und ging mit gebogenen Knien und den Fuß nachschleppend einher. Der Zweite war eine bleiche und lächelnde Gestalt, welche der Leser schon kennt.

Der König betrachtete sie eine Zeitlang, ohne ein Wort zu sagen; dann wandte er sich plötzlich an den Ersten: »Wie heißest Du?«

»Gieffroy Pincebourde.« — »Dein Gewerbe?« — »Gauner.« — »Was wolltest Du bei diesem strafbaren Aufstande machen?«

Der Gauner sah den König an, indem er mit einer stumpfsinnigen Miene seine Arme hin und herschlenkerte. Er hatte einen von jenen übelgeformten Köpfen, unter denen der Verstand sich eben so schlecht befindet als das Licht unter einem Löscher.

»Ich weiß es nicht,« sagte er. »Man ging; ich ging mit.«

»Wolltet Ihr nicht Euren Lehnsherrn, den Voigt des Palastes angreifen und ausplündern?«

»Ich weiß wohl, daß man von irgend Jemandem etwas wegholen wollte. Das ist Alles.«

Ein Soldat zeigte dem Könige eine Hippe, welche man bei dem Gauner gefunden hatte. — »Erkennst Du diese Waffe als die Deinige an?« fragte der König.

»Ja, es ist meine Hippe; ich bin ein Winzer«. — »Und erkennst Du diesen Menschen als Deinen Gefährten an?« fragte der König weiter, indem er auf den andern Gefangenen zeigte. — »Nein. Ich kenne ihn nicht.«

»Es ist genug,« sagte der König. Darauf gab er der an der Thür unbeweglich und schweigend dastehenden Person, auf welche wir den Leser schon aufmerksam gemacht haben, ein Zeichen mit dem Finger und sagte: »Gevatter Tristan, das ist ein Mann für Dich.«

Tristan l'Hermite verneigte sich. Er gab zwei Häschern einen Befehl mit leiser Stimme, worauf diese den armen Gauner abführten.

Unterdessen hatte sich der König zu dem zweiten Gefangenen hingewandt, welcher vor Angst dicke Tropfen schwitzte: »Dein Name?«

»Peter Gringoire.« — »Dein Gewerbe?«

»Philosoph, Sire.« — »Wie erlaubst Du, Schurke, Dir denn, unsern Freund, den Herrn Voigt des Palastes, anzufallen, und was hast Du mit diesem Volksaufstande zu schaffen?«

»Sire, ich war nicht dabei.«

»So! liederlicher Patron (paillard), bist Du nicht von der Wache in dieser schlechten Gesellschaft ertappt?«

»Nein, Sire; darin liegt ein Irrthum. Es ist ein Zufall. Ich dichte Tragödien. Sire, ich bitte demüthigst Ew. Majestät, mich anzuhören. Ich bin ein Dichter. Leute meiner Profession haben nun einmal die melancholische Gewohnheit, die Nacht auf den Straßen zuzubringen. So ging es mir heute Abend. Es ist ein bloßer Zufall. Man hat mich mit Unrecht arretirt; ich bin unschuldig an diesem Aufruhr. Ew. Majestät sieht, daß der Gauner mich nicht anerkannt hat. Ich beschwöre Ew. Majestät ...«

»Schweige!« sagte der König, indem er von seiner Tisane einen Schluck nahm. »Du machst mir den Kopf toll.«

Tristan l'Hermite trat vor, zeigte mit dem Finger auf Gringoire und fragte: »Sire, kann man diesen da auch aufhängen?«

Dies war das erste Wort, welches er vorbrachte.

»Bah!« antwortete der König. »Ich sehe nichts Unpassendes dabei.«

»Ich sehe darin viel Unpassendes,« sagte Gringoire.

Unser Philosoph war in diesem Augenblick grüner als eine Olive. Er sah an der kalten und gleichgültigen Miene des Königs, daß er kein anderes Rettungsmittel mehr hatte, als in etwas sehr Pathetischem und stützte sich vor Ludwig XI. auf die Knie, indem er mit der Gesticulation eines Verzweifelnden rief:

»Sire! Ew. Majestät wird geruhen, mich anzuhören. Sire! laßt Euren Donner nicht auf etwas so Unbedeutendes, als ich bin, losbrechen. Der Blitzstrahl Gottes trifft keine Salatpflanze. Sire, Ihr seid ein erhabner, überaus mächtiger Monarch. Habt Mitleiden mit einem armen, ehrlichen Manne, welcher weit schwerer eine Empörung anzetteln würde, als eine Eiszacke einen Funken von sich gibt! Gnädigster Herr, die Milde ist die Tugend eines Löwen und eines Königs. Ach! die Strenge erbittert nur die Gemüther. Die heftigen Stöße eines Sturmes können noch nicht einmal bewirken, daß der Wanderer seinen Mantel im Stiche läßt; aber wenn die Sonne an zu scheinen fängt, so er-

wärmt sie ihn so, daß er sich bis auf's Hemde entkleidet. Sire, Ihr seid die Sonne. Ich betheure es Euch, mein gnädigster Herr und König, ich bin kein Genosse von Räubern, Dieben und andern Gaunern. Empörung und Räubereien gehören nicht zu Apollo's Gefolge. Ich werde mich nicht in diese Wolken hineinstürzen, welche in Aufruhr-Lärm ausbrechen. Ich bin ein treuer Vasall Ew. Majestät. Dieselbe Eifersucht, welche der Ehemann in Bezug auf die Ehre seiner Frau besitzt, die Dankbarkeit, welche das Kind für die Liebe seines Vaters empfindet, muß ein guter Vasall für den Ruhm seines Königs empfinden; er muß sich aufopfern aus Eifer für sein Haus, in seinem Dienste. Jede andere Leidenschaft, welche ihn hinrisse, würde nur Wahnwitz sein. Das, Sire, sind meine Staats-Maximen. Daher haltet mich nicht für einen Aufrührer und Plünderer, wegen meines am Ellbogen so abgenutzten Kleides. Wenn Ihr mich begnadigt, Sire, will ich es auch an den Knien mit täglichen und nächtlichen Gebeten für Euch abnutzen. Ach! ich bin nicht übermäßig reich, das ist wahr. Ich bin sogar ein wenig arm. Aber darum bin ich auch nicht lasterhaft. Meine Schuld ist das nicht. Jedermann weiß,

daß große Reichthümer den Wissenschaften nicht nachziehen und daß die mit guten Büchern Beschäftigten nicht immer ein starkes Winterfeuer haben. Der Advokatenstand allein nimmt alles Korn für sich und läßt den übrigen gelehrten Gewerben nur das Stroh. Es gibt dreißig herrliche Sprichwörter über den durchlöcherten Mantel der Philosophen. Ach! Sire! die Gnade ist das einzige Licht, welches das Innere einer großen Seele erhellt. Die Gnade trägt allen andern Tugenden die Fackel vor. Ohne diese Tugend bleiben sie Blinde, welche Gott im Finstern tappend suchen. Das Mitleiden, welches mit der Gnade Eins ist, bringt die Liebe der Unterthanen hervor, welche für die Person des Fürsten die mächtigste Wache bildet. Was macht das Euch aus, Sire, ob ein armer Mensch noch mehr auf der Erde ist? Ein armer, unschuldiger Philosoph, welcher in der Finsterniß des Unglücks umhertappt mit seinem leeren Beutel und hohlem Magen? Ueberdies, Sire, bin ich ein Litteratus. Die großen Könige setzen sich eine Perle in ihre Krone, wenn sie die Wissenschaften beschützen. Herkules verschmähte nicht den Titel Musagetes. Matthias Corvinus begünstigte die Zierde der Mathematiker, den

berühmten Jean de Montrogal. Eine schlechte Art und Weise, die Wissenschaften zu beschützen, bleibt es aber, wenn man die Gelehrten hängen läßt. Welch' ein Flecken würde an Alexander haften, wenn er Aristoteles hätte hängen lassen? Ein solcher Zug würde kein verschönerndes Pflästerchen auf dem Angesichte seines Ruhms, sondern vielmehr ein bösartiges, entstellendes Geschwür gewesen sein. Sire! ich habe ein sehr zweckmäßiges Hochzeitsgedicht für die gnädigste Prinzessin von Flandern und für den gnädigsten Herrn Dauphin gemacht. Das hat doch mit einem Aufrührer nichts gemein. Ew. Majestät sieht, daß ich kein A B C-Schütz bin, daß ich vortreffliche Studien gemacht habe und viele natürliche Beredtsamkeit besitze. Begnadigt mich, Sire; damit werdet Ihr Unserer Lieben Frau eine Artigkeit erweisen, und ich schwöre Euch, daß ich sehr in Schrecken gerathen bin durch die Vorstellung, daß ich gehangen werden soll!«

Bei diesen Worten küßte der verzweifelnde Philosoph die Pantoffeln des Königs und Wilhelm Rym sagte ganz leise zu Coppenole: »Er thut wohl daran, so auf der Erde zu kriechen. Den Königen geht es, wie dem Jupiter von Creta, sie haben die Ohren nur an den Füßen.«

— Aber ohne sich mit dem cretensischen Jupiter abzugeben, antwortete der Schuster mit einem plumpen Lächeln, das Auge auf Gringoire geheftet: »Ach! das klingt recht hübsch! Ich glaube den Kanzler Hugonet zu hören, wie er mich um Gnade bat.«

Als Gringoire endlich ganz außer Athem einhielt, hob er zitternd den Kopf nach dem Könige in die Höhe, welcher mit seinem Nagel einen Schmutzfleck abkratzte, welchen sein Beinkleid an einem Knie hatte; dann fing Se. Majestät an, aus dem Becher Tisane zu trinken. Uebrigens sprach sie kein Wort und dieses Stillschweigen marterte Gringoire. Endlich sah ihn der König an. »Das ist ein furchtbarer Schreihals!« sagte er. Dann drehte er sich nach Tristan l'Hermite hin: »Bah! laßt ihn los!«

Gringoire fiel vor freudigem Schreck rücklings über.

»In Freiheit!« maulte Tristan. »Befiehlt Ew. Majestät nicht, daß man ihn ein wenig im Käfig zurückbehalte?«

»Gevatter,« versetzte Ludwig XI., »glaubst Du, daß wir für solche Vögel Käfige bauen lassen, welche uns 367 Livres, 8 Sous, 3 Deniers kosten? — Laßt nur sofort diesen lieder-

lichen Strick los (Ludwig liebte das Wort paillard, welches nebst Pasque-Dieu seine Lieblingswörter waren, wenn er vergnügt war) und werft ihn mit einer Tracht Schläge hinaus!«

»Ach!« rief Gringoire, »das ist ein großer König!«

Und aus Furcht vor einem Gegenbefehle stürzte er nach der Thür zu, welche Tristan ihm mit sehr übler Laune öffnete. Die Soldaten gingen mit ihm hinaus und trieben ihn mit Faustschlägen vor sich her, was Gringoire als wahrer, stoischer Philosoph ertrug.

Die gute Laune des Königs blickte, seitdem er Nachricht von der Empörung gegen den Voigt erhalten hatte, überall hervor. Diese ungewöhnliche Milde war kein geringer Beweis davon. Tristan l'Hermite in seinem Winkel machte eine saure Miene, wie eine Dogge, welche etwas gewittert aber nichts erschnappt hat.

Der König indessen trommelte mit seinen Fingern lustig den Marsch von Pont-Audemer auf dem Arme seines Lehnstuhls. Er war ein versteckter Fürst, der jedoch seinen Kummer weit besser verbergen konnte als seine Freude. Diese Aeußerungen seiner Freude bei jeder guten Nachricht gingen bisweilen sehr weit; so gelobte er

bei dem Tode Karls des Kühnen dem heiligen Martin zu Tours ein silbernes Geländer, und bei seiner Gelangung zum Throne vergaß er das Leichenbegängniß seines Vaters anzuordnen.«

»Nun! Sire!« rief plötzlich Jakob Coictier, »was ist aus der Krankheit geworden, weshalb Ew. Majestät mich hat rufen lassen?«

»Ach!« sagte der König, »ich leide wahrlich sehr viel, lieber Gevatter. Ich habe Summen vor den Ohren, und Stiche auf der Brust.«

Coictier ergriff die Hand des Königs, und befühlte seinen Puls mit einer gelehrten Miene.

»Seht, Coppenole,« sagte Rym mit leiser Stimme; »da ist er zwischen Coictier und Tristan. Das ist sein ganzer Hof. Ein Arzt für ihn, ein Henker für die Uebrigen.«

Coictier nahm, indem er den Puls des Königs befühlte, eine immer unruhigere Miene an. Ludwig XI. betrachtete ihn mit einiger Aengstlichkeit. Coictiers Gesicht verdüsterte sich zusehends. Der brave Mann hatte kein anderes Meiergut, als den Gesundheitszustand des Königs. Er zog daraus nach besten Kräften.

»Ei! Ei! «murmelte er; »das ist gefährlich in der That.«

»Nicht wahr?« sagte der König voll Unruhe.

»Pulsus creber, anhelans, crepitans, irregularis,« fuhr der Arzt fort.

»Pasque-Dieu! — In Zeit von 3 Tagen kann dieses Uebel seinen Mann dahinraffen. Notre-Dame!« rief der König. »Und das Mittel, Gevatter?«

Er ließ Ludwig XI. seine Zunge ausstecken, zuckte die Achseln, schnitt Gesichter, und mitten unter diesem Geziere sagte er plötzlich: »Wahrhaftig, Sire, ich muß Euch erzählen, daß eine königliche Einnehmerstelle vacant ist, und daß ich einen Neffen habe.«

»Ich gebe meine Einnehmerstelle Deinem Neffen, Gevatter Jakob,« antwortete der König; »aber schaffe mir dieses Brennen aus der Brust.«

»Da Ew. Majestät so gnädig ist,« erwiederte der Arzt, »so wird sie mir vielleicht die Bitte nicht abschlagen, mich ein wenig in dem Bau meines Hauses auf der Straße Saint-André-des-Arcs zu unterstützen.« — »Hm!« sagte der König. — »Ich bin mit meinem Gelde am Ende,« fuhr der Doctor fort; »und es wäre wahrhaftig Schade, wenn das Haus kein Dach bekäme; nicht gerade wegen des Hauses, welches einfach und ganz bürgerlich ist; sondern wegen der Malereien Johann Fourbaults, welche

das Getäfel verschönern. Da steht eine Diana in den Wolken, aber so vortrefflich, so zart und geschmackvoll gemalt, mit einer so edlen Haltung, den Kopf so schön verziert und gekrönt mit der Mondsichel, mit so weißem Fleische, daß sie diejenigen in Versuchung führt, welche sie zu neugierig betrachten. Da ist auch eine Ceres. Das ist ebenfalls eine sehr schöne Gottheit. Sie sitzt auf einigen Garben, und ihr Kopf ist mit einer Aehrenguirlande geschmückt, in welche Bocksbart und andere Blumen geflochten sind. Man kann nichts Verliebteres sehen, als ihre Augen, nichts Gerundeteres, als ihre Beine, nichts Edleres, als ihre Miene, und keine schönere Drapirung, als ihr Gewand. Es ist eine der unschuldigsten und vollkommensten Schönheiten, welche je der Pinsel hervorgebracht hat.«

»Schurke!« murmelte Ludwig XI., »wo willst damit hinaus?«

»Ich muß ein Dach haben über diese Malereien, Sire, und obgleich es nur ein unbedeutender Gegenstand ist, so habe ich doch kein Geld mehr.«

»Wie viel kostet Dein Dach?«

»Aber... ein kupfernes, bemaltes und vergoldetes Dach, höchstens 2000 Livres.«

»Ha! der Mörder!« rief der König aus. »Er reißt mir keinen Zahn aus, der nicht ein Diamant wäre.«

»Soll ich mein Dach haben?« sagte Coictier.

»Ja! und geh' zum Teufel, aber heile mich.«

Jakob Coictier verneigte sich tief und sagte: — »Sire, ein zurücktreibendes Mittel wird Euch retten. Wir werden Euch auf die Nieren das große Schutzmittel legen, bestehend aus Wachssalbe, armenischem Bolus, Eiweiß, Oel und Essig. Ihr werdet mit Eurer Tisane fortfahren, und wir stehen für Ew. Majestät.«

Ein brennendes Licht zieht nicht bloß eine Mücke an sich. Meister Olivier, welcher sah, daß der König so freigebig war, und den Augenblick für günstig hielt, trat auch näher und sagte: »Sire....«

»Was gibt es noch?« fragte Ludwig XI.

»Sire, Ew. Majestät weiß, daß Meister Simon Radin todt ist.«

»Nun?« — »Er war königlicher Rath beim Schatze.« — »Nun?«

»Sire, seine Stelle ist vacant.«

Bei diesen Worten hatte das hochfahrende

Wesen Meister Oliviers den anmaßenden Ausdruck schwinden lassen, und einen demüthigen angenommen. Dies ist die einzige Veränderung, welche die Gestalt eines Hofmannes erleidet. Der König sah ihm starr in's Gesicht, und sagte trocken: »Ich verstehe.«

Darauf nahm er wieder das Wort: »Meister Olivier, der Marschall von Boucicaut sagte immer: Es gibt nur Geschenke bei dem Könige, und Fischerei nur im Meere. Ich sehe, daß Ihr mit dem Herrn von Boucicaut einerlei Meinung seid. Jetzt hört. Wir haben ein gutes Gedächtniß. Im Jahre 68 haben wir Euch zu unserm Kammerdiener gemacht; 69 zum Castellan der Brücke von St. Cloud mit 100 Livres Tournois Gehalt; Ihr wolltet sie lieber in Pariser Münze haben. — Im November 73 haben wir Euch durch eine zu Gergeaule ausgefertigte Bestallung zum Aufseher des Vincenner Holzes gemacht, an die Stelle des Stallmeisters Gilbert Acle; im Jahre 75 zum Lehnsherrn des Forstes Bouvray-lez-Saint-Cloud, an die Stelle Jakob Le Maire; im Jahre 78 haben wir gnädigst durch ein Patent Euch mit einer Rente für Euch und Eure Frau von 10 Livres Parisis, mit einem Grundstücke auf dem Place aux Mar-

chands, bei der Schule St. Germain ausgestattet; im Jahre 79 haben wir Euch zum Lehnsherrn des Forstes Senart gemacht, an die Stelle des armen Johann Daiz; dann zum Hauptmann des Schlosses Loches; dann zum Gouverneur von St. Quentin; dann zum Hauptmann der Brücke von Meulan, wonach Ihr Euch Graf nennen lasset. Von 5 Sols Geldstrafe, welche jeder Barbier bezahlt, welcher an einem Festtage rasiret, kommen 3 Sols an Euch, und wir bekommen den Rest. Wir haben auch geruhet, Euren Namen le Mauvais, der zu sehr mit Eurer Miene übereinstimmte, zu verändern. Im Jahre 74 haben wir Euch zum großen Aerger unsers Adels, mit einem Wappen von 1000 Farben beliehen, welches Euch eine Pfauenbrust gibt. Pasque-Dieu, seid Ihr noch nicht gesättigt? Ist der Fischzug nicht schön und wunderbar genug? Und fürchtet Ihr nicht, daß ein Salm mehr Euer Schiff versinken mache? Der Stolz wird Euch zu Grunde richten, Gevatter. Dem Stolze folgt immer Untergang und Schmach auf dem Fuße nach. Erwäget das, und schweigt.«

Diese mit Strenge gesprochenen Worte brachten die verdrießliche Physiognomie Meister Oliviers zur Insolenz zurück. — »Gut,« mur-

melte er beinahe ganz laut, »man sieht wohl, daß der König heute krank ist. Er gibt Alles dem Arzte.«

Ludwig XI., weit entfernt über diese Grobheit aufgebracht zu werden, versetzte mit einiger Sanftmuth: — »Halt, ich vergaß noch, daß ich Euch zu meinem Gesandten bei der Prinzessin Maria zu Gent gemacht habe. — Ja, meine Herren,« fuhr er fort, indem er sich zu den Flamländern wandte, »dieser Mann ist Gesandter gewesen. — Nun, Gevatter,« sagte er zu Meister Olivier, »wir wollen uns nicht erzürnen, wir sind alte Freunde. Es ist schon sehr spät. Wir haben unsere Arbeit beendigt. Rasirt mich.«

Unsere Leser haben ohne Zweifel schon lange im Meister Olivier jenen schrecklichen Figaro erkannt, welchen die Vorsehung, diese Schöpferin von Dramen, so kunstreich in die lange und blutige Comödie Ludwigs XI. verflochten hat. Wir wollen hier es nicht versuchen, diese sonderbare Figur zu entwickeln. Am Hofe nannte man ihn Olivier-le-Daim; im Volke Olivier-le-Diable. Mit seinem wahren Namen hieß er Olivier-le-Mauvais.

Olivier-le-Mauvais blieb also unbe-

weglich stehen, mit dem Könige schmollend und Jakob Coictier von der Seite ansehend. — »Ja, ja! der Arzt!« brummte er zwischen den Zähnen.

»Nun ja! der Arzt!« versetzte Ludwig XI. mit einer besondern Gutmüthigkeit, »der Arzt hat mehr Ansehen als Du. Die Sache ist ganz einfach. Er hat unsern ganzen Körper in seiner Gewalt, und Du hältst uns nur am Kinne fest. Geh', mein armer Barbier, das wird sich finden. Was würdest Du denn sagen, und was würde aus Deiner Charge werden, wenn ich ein König wäre, wie der König Chilperich, dessen gewöhnliche Gebehrde es war, mit einer Hand seinen Bart zu halten? — Frisch, Gevatter, versieh Dein Amt, rasire mich. Geh' hin und hole, was Du dazu nöthig hast.«

Als Olivier sah, daß der König heute die Partie ergriffen hatte, zu lachen, und daß es selbst kein Mittel gab, ihn aufzubringen, ging er brummend hinaus, um seine Befehle zu vollziehen.

Der König stand auf, trat an's Fenster, und indem er es plötzlich mit einer außerordentlichen Bewegung öffnete, rief er in die Hände schlagend aus: »Ja! Ja! Da ist eine Glut am Himmel über der Cité. Der Voigt ist es, der

da brennt. Es kann nichts anderes sein. Ach! mein gutes Volk! So hilfst Du mir also, diese mächtigen Herren zu Boden zu stürzen!«

Darauf wandte er sich zu den Flamländern: »Meine Herren, kommt her und schaut. Ist das nicht Feuer, das den Himmel röthet?«

Die beiden Genter traten näher. — »Ein großes Feuer,« sagte Wilhelm Rym.

»Ho!« fügte Coppenole hinzu, dessen Augen plötzlich funkelten, »das erinnert mich an den Brand des Hauses des Herrn d'Hymbercourt. Da unten muß es eine große Empörung geben.«

»Glaubt Ihr, Meister Coppenole?« Und Ludwigs XI. Blick war beinahe eben so vergnügt, als der des Schusters. »Nicht wahr, da wird's schwer sein, Widerstand zu leisten?«

»Croix Dieu! Sire! Ew. Majestät wird darüber viele Compagnien Kriegsleute opfern müssen.«

»Ach! Ich! Das ist ein Unterschied,« versetzte der König. »Wenn ich es wollte....«

Der Schuster erwiederte dreist: »Wenn diese Empörung so Etwas ist, wie ich es vermuthe, Sire, so möchtet Ihr es noch so sehr wollen, Sire....«

»Gevatter,« sagte Ludwig XI., »mit zwei Compagnien meiner Ordonnanz und einer Feldschlangen-Salve hat man einen guten Handel gegen eine Masse Bürger oder Landleute.«

Der Schuster schien, ungeachtet der Zeichen, welche Wilhelm Rym ihm gab, entschlossen zu sein, dem Könige die Spitze zu bieten. — »Sire, die Schweizer waren auch Landleute. Der Herr Herzog von Burgund war ein großer Edelmann und verspottete das Gesindel. In der Schlacht bei Granson, Sire, rief er: Ihr Kanoniere, gebt Feuer auf diese Schufte! und schwur beim heiligen Georg. Aber der Anwalt Scharnachtal stürzte auf den Herzog los mit seiner Keule und seinem Volk, und bei diesem Zusammentreffen mit den Bauern in Büffelfellen zerbrach die Burgundische Armee wie ein Glas an einem Kiesel. Da waren viele Ritter von den Schuften getödtet; und man fand den Herrn de Château-Guyon, den größten Burgundischen Herrn, mit seinem großen Pferde todt in einem Morastloche.«

»Freund,« versetzte der König, »Ihr sprecht da von einer Schlacht, hier ist die Rede von einem Aufruhr. Und ich werde wohl damit zu Ende kommen, wenn es mir nur gefällt, meine Augenbraunen zusammenzuziehen.«

Der Andere versetzte gleichgültig: »Das mag sein, Sire. In diesem Falle ist die Stunde des Volkes noch nicht gekommen.«

Wilhelm Rym glaubte dazwischen treten zu müssen: »Meister Coppenole, Ihr sprecht mit einem mächtigen König.«

»Ich weiß es wohl,« antwortete der Schuster trocken.

»Laßt ihn nur reden, Freund Rym,« sagte der König; »ich liebe diese freimüthige Sprache. Mein Vater, Karl VII., sagte: die Wahrheit wäre krank. Ich glaubte, sie wäre todt und hätte keinen Bekenner mehr gefunden. Coppenole nimmt mir diesen Irrthum.«

Dann legte er vertraulich seine Hand auf Coppenole's Schulter und sagte: »Ihr sagtet also, Meister Jakob...«

»Ich behaupte, Sire, daß Ihr vielleicht Recht habt, daß die Stunde des Volkes bei Euch noch nicht gekommen ist.«

Ludwig XI. sah ihn mit seinem durchdringenden Blicke an. — »Und wann wird diese Stunde kommen, Meister?« — »Ihr werdet sie schlagen hören.«

»Auf welcher Uhr, wenn's beliebt?«

Coppenole ließ mit seiner ruhigen und bäu-

rischen Haltung den König ans Fenster treten. — »Hört zu, Sire! Hier ist ein Zwinger, eine Sturmglocke, Kanonen, Bürger und Soldaten. Wenn die Sturmglocke brummt, wenn die Kanonen donnern, wenn der Zwinger mit großem Getöse einstürzt, wenn Bürger und Soldaten heulen und sich gegenseitig morden, dann schlägt diese Stunde.«

Das Gesicht Ludwigs XI. wurde düster und nachdenkend. Er schwieg einen Augenblick lang, dann klopfte er sanft, wie man einem Gaule schmeichelt, auf die dicke Mauer des Thurms. — »Ach! nein!« sagte er. »Nicht wahr, Du würdest nicht so leicht zusammenstürzen, meine liebe Bastille?«

Dann wandte er sich plötzlich an den kühnen Flamländer: »Habt Ihr jemals eine Empörung mit angesehen, Meister Jakob?«

»Ich habe eine angestiftet,« sagte der Schuster.

»Wie finget Ihr das an?« fragte der König.

»Ha!« antwortete Coppenole, »das ist nicht sehr schwierig. Da gibt es hundert verschiedene Arten. Zuerst muß man in der Stadt unzufrieden sein. Das ist nicht selten der Fall. Und dann kommt es auf die Gemüthsart der

Einwohner an. Die Genter sind zu Empörungen aufgelegt. Sie lieben nur den Sohn des Fürsten, nie den Fürsten selbst. Nun gut! Eines Morgens, will ich einmal annehmen, tritt man in meine Bude, man sagt zu mir: »Vater Coppenole, da ist dies, da ist jenes; die Prinzessin von Flandern will ihre Minister retten; der Obervoigt verdoppelt den Zoll vom Getreide, oder etwas Anderes. Was man will. Ich verlasse meine Arbeit, gehe aus meiner Schusterbude hinaus auf die Straße und rufe: A sac! Da liegt nun wohl eine zusammengefallene Tonne. Ich steige hinauf und spreche ganz laut die ersten, die besten Worte, die mir einfallen, was ich auf dem Herzen habe. Dann versammelt man sich, man schreit, man läutet Sturm, man bewaffnet die Bürger mit den den Soldaten abgenommenen Waffen, die Leute vom Markte kommen dazu und man geht los. Und so wird es immer geschehen, so lange es Herren in den Herrschaften, Bürger in den Städten und Bauern auf dem Lande gibt.«

»Und gegen wen empört Ihr Euch so?« fragte der König. »Gegen Eure Voigte? Gegen Eure Lehnsherren?«

»Bisweilen, je nachdem es ist. Mitunter auch gegen den Herzog.«

Ludwig XI. setzte sich wieder und sagte lächelnd: »Ah! hier gehn sie nur erst an die Voigte.«

In diesem Augenblicke trat Olivier-le-Daim wieder ein. Ihn begleiteten zwei Pagen, welche des Königs Toilette trugen; aber was dem Könige noch mehr auffiel, war, daß er außerdem vom Profoß von Paris und dem Befehlshaber der Nachtwache begleitet war, welche sehr bestürzt zu sein schienen. Der grollende Barbier hatte auch eine bestürzte, aber dabei doch zufriedene Miene. Er nahm das Wort: »Sire, ich bitte Ew. Majestät um Verzeihung für die unglückliche Nachricht, welche ich ihr bringe.«

Der König drehte sich lebhaft um indem er mit den Füßen seines Stuhls die Matte des Fußbodens schabte: »Was gibts?«

»Sire,« versetzte Olivier-le-Daim mit der boshaften Miene eines Menschen, welcher sich freut, daß er einem Andern einen gewaltigen Schlag versetzen kann, »nicht gegen den Voigt des Palastes ist dieser Volksaufstand gerichtet.«

»Und gegen wen denn?« — »Gegen Euch, Sire.«

Der alte König richtete sich gerade auf, wie ein junger Mensch. — »Erkläre Dich! Olivier!

Erkläre Dich! Und halte ja Deinen Kopf fest, Gevatter; denn ich schwöre Dir beim Kreuze von Saint-Lò, daß, wenn Du in dieser Stunde lügst, das Schwert, welches dem Herrn von Luxemsourg den Hals durchschlagen hat, noch nicht so stumpf ist, daß es nicht auch den Deinigen durchschneiden könnte!«

Der Eid war furchtbar; Ludwig XI. hatte nur zwei Mal in seinem Leben bei dem Kreuze von Saint-Lò geschworen. Olivier that seinen Mund auf, um zu antworten: »Sire ....«

»Wirf Dich auf Deine Knie!« fiel heftig der König ein. »Tristan, wacht über diesen Menschen!«

Olivier warf sich auf die Knie und sagte kaltblütig: »Sire, eine Hexe ist durch Euer Parlament zum Tode verurtheilt. Sie hat sich in die Kirche Notre-Dame geflüchtet. Das Volk will sich ihrer mit Gewalt bemächtigen. Der Herr Profoß und der Herr Ritter der Nachtwache, welche von dem Aufruhr herkommen, stehen hier und werden mich Lügen strafen, wenn es nicht wahr ist. Notre-Dame ist's, welche das Volk belagert.«

»So!« sagte der König mit leiser Stimme, ganz blaß und zitternd vor Zorn. »Notre-

Dame! Sie belagern in ihrer Kathedrale Unsere Liebe Frau, meine gnädige Gebieterin! — Steh auf, Olivier. Du hast Recht. Ich gebe Dir Simon Radins Stelle. Du hast Recht. Ich bin's, den man angreift. Die Hexe steht unter dem Schutze der Kirche: die Kirche unter dem meinigen. Und ich glaubte, es handelte sich da von dem Voigt! Gegen mich ist es!«

Darauf fing er an, durch die Wuth wieder verjüngt, mit großen Schritten hin und her zu gehen. Er lachte nicht mehr; er war schrecklich anzusehen. Der Fuchs hatte sich in eine Hyäne verwandelt. Die Worte schienen ihm im Halse stecken zu bleiben; seine Lippen bewegten sich und seine fleischlosen Hände ballten sich. Plötzlich erhob er sein Haupt, seine hohl liegenden Augen erschienen vom Lichte strahlend und seine Stimme brach los wie eine Trompete. — »Hand angelegt, Tristan, an diese Schurken! Geh, Freund Tristan! Tödte! Tödte!«

Als dieser Ausbruch vorüber war, setzte er sich wieder und sagte mit einer kalten Wuth:

»Hierher, Tristan! — Bei uns in dieser Bastille liegen die 50 Lanzen des Vicomte de Gif, welche 300 Pferde ausmachen: nehmt sie mit. Dann liegt hier auch unsere Compagnie

Bogenschützen unter dem Commando des Herrn von Chanteaupers: nehmt sie. Ihr seid Profoß der Landreiter: nehmt Eure Leute mit. Im Hôtel St. Pol werdet Ihr 40 Bogenschützen von der neuen Garde des Herrn Dauphins finden: nehmt sie mit. Und mit allem diesen eilt Notre-Dame zu Hülfe. — Ha! Ihr Herren Einwohner von Paris, Ihr werft Euch da gerade über die Krone Frankreichs her, über die Heiligkeit von Notre-Dame, über den Frieden dieses Staates! — Vertilge sie, Tristan! und sieh zu, daß nicht ein Einziger anders davon komme, als um nach Montfaucon geschleppt zu werden.«

Tristan verneigte sich. — »Gut, Sire.«

Er fügte nach einer Pause hinzu: »Und was soll ich mit der Hexe machen?«

Diese Frage brachte den König zum Nachdenken. — »Ja so! die Hexe. Herr von Estouteville, was wollte denn das Volk mit ihr anfangen?«

»Sire,« antwortete der Profoß von Paris, »ich denke mir, weil das Volk sie aus ihrem Asyl in Notre-Dame herausreißen will, so ist es aufgebracht über diese Straflosigkeit und will sie hängen.«

Der König schien in tiefes Nachdenken ver-

sunken zu sein. Dann wandte er sich zu Tristan l'Hermite: »Nun gut, Gevatter! vertilge das Volk und hänge die Hexe.«

»Das heißt,« sagte ganz leise Rym zu Coppenole: »das Volk bestrafen für den Willen, und selbst thun, was es will.«

»Es ist genug, Sire,« antwortete Tristan. »Wenn die Hexe noch in Notre-Dame sich befindet, soll man sich ihrer doch bemächtigen, ungeachtet des Asyls?«

Pasque-Dieu, das Asyl!« sagte der König, indem er sich hinter den Ohren kratzte. »Das Weib muß aber dennoch gehangen werden.«

Hier stürzte er, wie von einem plötzlichen Gedanken ergriffen, vor seinem Stuhle auf die Knie, nahm seinen Hut ab, legte ihn auf den Sitz, und indem er eins der an jenem befindlichen, bleiernen Amulete ansah, sprach er mit gefaltenen Händen: »Ach! Notre-Dame de Paris, meine gnädige Beschützerin, verzeiht mir. Ich will es nur dies eine Mal thun. Ich versichere Euch, liebe Jungfrau, gnädige Gebieterin, es ist eine Hexe, welche Eures Schutzes nicht würdig ist. Ihr wißt, daß viele sehr fromme Fürsten das Vorrecht der Kirchen in

Hinsicht der Asyle schon oft übertreten haben, zur Ehre Gottes und zur Sicherheit des Staates. Saint Hugues, Bischof von England, hat dem König Eduard erlaubt, sich eines Zauberers in seiner Kirche zu bemächtigen. Der heilige Ludwig von Frankreich, mein Gebieter, ist aus demselben Grunde in die Kirche des heiligen Paulus hineingedrungen, und Herr Alphons, Sohn des Königs von Jerusalem, sogar in die Kirche des heiligen Grabes. Vergebt es mir dieses Mal, heilige Jungfrau von Paris. Ich werde es nicht wieder thun und ich werde Euch eine schöne silberne Bildsäule verehren, sowie die, welche ich im vergangenen Jahre Unserer Lieben Frau von Ecouys gegeben habe. Amen.«

Er machte das Zeichen des Kreuzes, stand wieder auf, bedeckte sich und sagte zu Tristan: »Macht es gut, Gevatter. Nehmt den Herrn von Chanteaupers mit Euch. Laßt Sturm läuten. Zerschmettert den Pöbel. Hängt die Hexe. Richtet die Execution selbst aus. Stattet mir dann Bericht ab. — Frisch, Olivier, ich gehe diese Nacht nicht zu Bette. Rasire mich.«

Tristan l'Hermite verneigte sich und ging weg. Darauf sagte der König, indem er mit

einer Bewegung der Hand Rym und Coppenole verabschiedete: »Gott behüte Euch, Ihr Herren Flamländer, lieben Freunde. Geht und begebt Euch ein wenig zur Ruhe. Die Nacht rückt vor und wir sind dem Morgen näher als dem Abend.«

Alle Beide zogen sich zurück, und als sie unter der Begleitung des Hauptmanns der Bastille in ihre Gemächer traten, sagte Coppenole zu Wilhelm Rym: »Hm! Ich habe genug an diesem hustenden Könige! Ich habe Karl den Kühnen betrunken gesehen, aber er war nicht so boshaft als der kranke Ludwig XI.«

»Meister Jakob,« antwortete Rym, »das kommt daher, weil der Wein weniger grausam macht als die Tisane.«

VI.

Petite flambe en baguenaud.

Als Gringoire aus der Bastille hinausgegangen war, ging er die Straße St. Antoine hinab, mit der Schnelligkeit eines Pferdes, das sich losgerissen hat. Als er an dem Thore Baudoyer angekommen war, ging er geradeswegs auf das steinerne Kreuz los, welches mitten auf diesem Platze stand, als ob er in der Dunkelheit die

Gestalt eines schwarz gekleideten und wohl verhüllten Menschen hätte unterscheiden können, welche auf den Stufen des Kreuzes saß. — »Seid Ihr's, Meister?« fragte Gringoire.

Die schwarze Gestalt stand auf. — »So wahr ich lebe, Ihr macht mich rasend, Gringoire. Der Wächter auf dem Thurm von St. Gervais hat eben halb 2 Uhr Morgens abgerufen.«

»Ach,« versetzte Gringoire, »das ist nicht meine Schuld, sondern die Schuld der Nachtwache und des Königs. Ich bin eben glücklich entwischt! Um ein Haar wäre ich gehangen. Das ist einmal meine Prädestination.«

»Es geht Dir mit allen Dingen so,« sagte der Andere. »Aber komm schnell. Hast Du das Paßwort?«

»Denkt Euch, Meister, ich habe den König gesehen. Ich komme von ihm her. Er hat ein Beinkleid von Barchent. Das ist ein Abenteuer.«

»Was für ein Wortschwall! Was geht mich Dein Abenteuer an. Weißt Du das Paßwort der Gauner?«

»Ja. Seid ruhig. **Petite flambe en baguenaud.**«

»Gut. Sonst würden wir nicht bis zur Kirche durchkommen können. Die Gauner ver-

sperren die Straßen. Glücklicherweise scheinen sie Widerstand gefunden zu haben. Wir werden vielleicht noch zu rechter Zeit ankommen.«

»Ja, Meister. Aber wie sollen wir in Notre-Dame hineinkommen?«

»Ich habe den Schlüssel zu den Thürmen.« — »Und wie sollen wir wieder herauskommen?« — »Hinter dem Kloster ist eine kleine Thür, welche nach dem Terrain und von da auf das Wasser führt. Ich habe den Schlüssel mitgenommen und diesen Morgen einen Kahn dort angebunden.«

»Ich bin auf eine recht hübsche Weise dem Galgen entkommen,« versetzte Gringoire.

»Nur schnell! Laß uns gehen!« versetzte der Andere.

Alle Beide eilten mit schnellen Schritten nach der Cité hin.

VII.

Chanteaupers à la rescousse.

Der Leser erinnert sich vielleicht an die kritische Lage, in der wir Quasimodo verlassen haben. Der tapfere Taube hatte, von allen Seiten angegriffen, wo nicht allen Muth, doch wenigstens alle Hoffnung verloren, zwar nicht

sich (an sich dachte er nicht), sondern die Zigeunerin zu retten. Er eilte ganz außer sich auf die Gallerie. Notre-Dame war in der größten Gefahr, von den Gaunern genommen zu werden. Plötzlich ertönte ein starkes Pferdegetrappel in den benachbarten Straßen und eine dicht gedrängte Reiterschaar stürmte mit Fackeln und gesenkten Lanzen auf den Platz unter dem Geschrei: »Frankreich! Frankreich! Haut die Kerle zusammen! Chanteaupers à la rescousse! Prevoté! Prevoté!«

Die bestürzten Gauner kehrten sich schnell um.

Quasimodo, welcher davon nichts hörte, sah entblößte Schwerter, Fackeln, Lanzenspitzen, die ganze Reiterschaar, an deren Spitze er den Hauptmann Phöbus erkannte; er sah die Verwirrung der Gauner, den Schrecken der einen, die Unordnung unter den Besseren, und er bekam durch diese unerwartete Hülfe so viel Kräfte wieder, daß er die Vordersten unter den Stürmenden, welche die Gallerie schon erklettert hatten, hinabwarf.

Es waren in der That die Truppen des Königs, welche zu Hülfe kamen.

Die Gauner wehrten sich tapfer; sie ver-

theidigten sich als Verzweifelnde. In der Flanke angegriffen von der Straße St. Pierre-aux-Boeufs aus und in der Fronte von der Straße du Parvis, lehnten sie sich an Notre-Dame, welche sie noch immer bestürmten und welche Quasimodo vertheidigte, so daß sie zugleich als Belagerer und als Belagerte sich in der merkwürdigen Lage befanden, in welcher sich bei der berühmten Belagerung von Turin, im Jahre 1640, zwischen dem belagerten Fürsten Thomas von Savoyen und dem blockirenden Marquis von Leganez der Graf Heinrich d'Harcourt befand, »Taurinum obsessor idem et obsessus,« wie seine Grabschrift besagt.

Das Handgemenge war furchtbar. Die Reiter des Königs, in deren Mitte Phöbus von Chanteaupers tapfer kämpfte, gaben kein Quartier. Die schlecht bewaffneten Gauner schäumten vor Wuth und bissen um sich. Männer, Weiber, Kinder warfen sich auf den Rücken und an den Hals der Pferde und hingen sich an ihnen fest wie die Katzen mit ihren Zähnen und Nägeln. Andere schlugen mit ihren Fackeln die Häscher ins Gesicht. Andere stachen mit eisernen Haken nach den Reitern und rissen sie vom Pferde. Die, welche herunterfielen, zerrissen sie

in Stücke. Man bemerkte vorzüglich einen unter ihnen, mit einer breiten, glänzenden Sichel, welcher lange Zeit den Pferden die Beine abmähte. Es war schrecklich. Er sang mit näselnder Stimme ein Lied, streckte seine Sichel unaufhörlich aus und zog sie wieder zu sich ein. Mit jedem Stoße bezeichnete er rings um sich einen Kreis von abgeschnittenen Gliedern. So rückte er in den dichtesten Haufen der Reiter vor, mit der ruhigen Langsamkeit, dem regelmäßigen Schwanken des Kopfes eines Schnitters, welcher ein Getreidefeld abmäht. Es war Clopin Trouillefou. Ein Schuß streckte ihn zu Boden.

Unterdessen hatten sich die Fenster wieder geöffnet. Die Nachbaren, welche das Kriegsgeschrei der königlichen Soldaten hörten, hatten sich in die Sache hineingemischt und aus allen Stockwerken regnete es Kugeln auf die Gauner. Der Platz des Vorhofs war mit einer dicken Rauchwolke bedeckt, aus welcher unaufhörlich die Schüsse hervorblitzten. Man unterschied nur noch undeutlich die Vorderseite der Kirche und das verfallene Hôtel-Dieu, aus dessen Dachluken einige kranke, abgezehrte Gesichter herausssahen.

Endlich wichen die Gauner. Die Ermüdung, der Mangel an guten Waffen, der Schrekken des Ueberfalls, das Gewehrfeuer aus den Fenstern, der tapfere Angriff der königlichen Soldaten, alles dieses schlug sie. Sie durchbrachen die Linie der Anstürmenden und flohen nach allen Richtungen hin, indem sie auf dem Vorhofe einen furchtbaren Haufen von Todten zurückließen.

Als Quasimodo, welcher keinen Augenblick aufgehört hatte, zu kämpfen, diese Flucht bemerkte, fiel er auf seine Knie, erhob die Hände zum Himmel, und eilte dann, trunken vor Freude, mit der Schnelligkeit eines Vogels in die Zelle, deren Zugang er so unerschrocken vertheidigt hatte. Er hatte nur noch einen Gedanken; es war der, sich vor derjenigen auf die Knie zu werfen, welche er zum zweiten Male gerettet hatte.

Als er in die Zelle trat, fand er sie leer.

Zehntes Buch.

I.

Der kleine Schuh.

Als die Gauner die Kirche stürmten, schlief die Esmeralda. Bald aber hatte der immer wachsende Lärm, und das unruhige Meckern ihrer Ziege sie aus diesem Schlummer erweckt. Sie hatte sich im Bette aufgerichtet, gehorcht, und sich umgesehen; erschreckt durch die Helligkeit und das Geräusch, war sie aus ihrer Zelle hinausgelaufen und hatte zugesehen. Der Anblick des Platzes, die Unordnung dieses nächtlichen Sturmes, dieser scheußliche Haufen, welcher wie eine Wolke von Heuschrecken umhersprang, das Krächzen dieser heisern Menge, die wenigen Fackeln, welche in diesem Dunkel hin- und herliefen und sich einander durchkreuzten, wie Irrlichter auf einem Moraste; diese ganze Scene kam ihr vor, wie eine geheimnißvolle Schlacht, welche zwischen den Fantomen des Hexentanzes und den steinernen Ungeheuern der Kirche gelie-

fert wurde. Seit ihrer Jugend in den Aberglauben der Zigeunerzunft eingeweiht, war ihr erster Gedanke, daß sie die seltsamen, der Nacht eigenthümlichen Wesen in ihrem schändlichen Treiben überrascht hätten. Schnell eilte sie in ihre Kammer, drückte sich in ihrem Bette zusammen, um einen weniger schrecklichen Traum zu suchen.

Nach und nach hatten sich die ersten Nebel des Schreckens zerstreut; bei dem unaufhörlich wachsenden Lärm, und an mehrern andern Zeichen der Wirklichkeit hatte sie gemerkt, daß sie nicht von Gespenstern, sondern von menschlichen Wesen belagert wurde. Da veränderte sich ihr Schrecken, ohne sich zu vermehren. Sie dachte an die Möglichkeit einer Verschwörung des Volkes, um sie ihrem Asyl zu entreißen. Der Gedanke, noch einmal ihr Leben verloren geben zu müssen; die Hoffnung, Phöbus, welchen sie immer in ihrer Zukunft erblickte; das Gefühl ihrer Schwäche, die versperrte Aussicht zur Flucht, keine Stütze, ihre Verlassenheit, ihre Vereinzelung, alle diese Gedanken und tausend andere drückten sie zu Boden. Sie war auf ihre Knie gefallen, den Kopf auf ihrem Bette, die Hände gefalten über ihrem Kopfe, voller Angst und Zittern, und obgleich sie eine Zigeunerin, und

als solche eine Heidin und Götzendienerin war, so hatte sie doch angefangen, mit Schluchzen den lieben Gott der Christen und Unsere liebe Frau, ihre Gastfreundin, um Gnade anzuflehen. Denn, glaubt man auch an Nichts, so gibt es doch Augenblicke im Leben, in welchen man immer die Religion des Tempels annimmt, in welchem man sich befindet.

So blieb sie lange Zeit auf der Erde liegen, mehr zitternd, als betend, und von dem immer näher kommenden Hauche der wüthenden Menge erstarrt, ohne etwas von jenem Ausgange zu merken, ohne zu wissen, was man unternahm, was man beabsichtigte, aber immer einen unglücklichen Ausgang ahnend.

Da hört sie in ihrer Angst dicht neben sich gehen. Sie dreht sich um. Zwei Männer, von denen der eine eine Laterne trug, waren in ihre Zelle hereingetreten. Sie stieß einen schwachen Schrei aus.

»Fürchtet nichts,« sagte eine Stimme, welche ihr nicht unbekannt war; »ich bin's.«

»Wer seid Ihr denn?« fragte sie. — »Peter Gringoire.«

Dieser Name beruhigte sie wieder. Sie schlug die Augen auf, und erkannte in der That

den Dichter. Aber neben ihm stand eine schwarze, vom Kopfe bis zu den Füßen verhüllte Gestalt, deren Schweigen ihr auffiel.

»Ach!« nahm Gringoire mit einem vorwurfsvollen Tone das Wort, »Dschali hat mich eher wieder erkannt, als Ihr.«

Die kleine Ziege hatte in der That nicht gewartet, bis Gringoire sich nannte. Kaum war der Dichter eingetreten, als sie sich zärtlich an seinen Knien schabte, und den Dichter mit Liebkosungen und weißen Haaren bedeckte. Gringoire gab ihr ihre Liebkosungen zurück.

»Wer ist da bei Euch?« fragte die Zigeunerin mit leiser Stimme.

»Seid ruhig,« antwortete Gringoire, »es ist ein Freund von mir.«

Darauf setzte der Philosoph seine Laterne auf die Erde, kauerte sich auf den Boden nieder, und rief mit Begeisterung aus, indem er Dschali in seine Arme schloß: »Ach! das ist ein herrliches Thier, ohne Zweifel schätzbarer wegen seiner Reinlichkeit, als wegen seiner Größe; aber gescheit, scharfsinnig und gelehrt wie ein Grammatiker! Laß einmal sehen, Dschali, hast Du nichts von deinen hübschen Kunststücken vergessen? Wie macht es Meister Jakob Charmolue...

Der schwarze Mann ließ ihn nicht ausreden. Er trat Gringoire näher, und stieß ihn barsch an seine Schulter. Gringoire stand auf.

»Es ist wahr,« sagte er, »ich vergaß, daß wir es eilig haben. — Jedoch ist kein Grund vorhanden, lieber Meister, um Leute der Art rasend zu machen. — Mein liebes, schönes Kind, Euer Leben ist in Gefahr, so wie Dschali's Leben. Man will Euch wieder hängen. Wir sind Eure Freunde, und kommen, Euch zu retten. Folget uns.«

»Ist es wahr?« rief sie erschrocken aus. — »Ja! leider zu wahr. Kommt schnell!«

»Recht gern,« stammelte sie. »Aber warum spricht Euer Freund nicht?«

»Ach!« sagte Gringoire, »das kommt daher, weil seine Eltern fantastische Leute waren, daher ist er so schweigsam geworden.«

Mit dieser Erklärung mußte sie sich begnügen. Gringoire faßte sie bei der Hand; sein Begleiter nahm die Laterne und ging voran. Die Furcht betäubte das junge Mädchen. Sie ließ sich fortschleppen. Die Ziege folgte ihnen hüpfend und schien so erfreut zu sein, daß sie Gringoire wieder sah, daß sie ihn alle Augenblicke in's Stolpern brachte, indem sie mit ihren

Hörnern ihm zwischen die Beine kam. — »So ist's im Leben,« sagte der Philosoph jedes Mal, wenn er beinahe gefallen wäre; »oft sind es unsere besten Freunde, welche uns zu Falle bringen.«

Sie stiegen eilig die Thurmtreppe hinab, gingen quer durch die Kirche, welche dunkel war und zugleich vom Lärme wiederhallte, was einen schrecklichen Contrast bildete, und gingen durch die Porte-Rouge aus dem Kloster hinaus. Das Kloster war verlassen, die Canonici waren in den bischöflichen Palast entflohen, um dort gemeinschaftlich zu beten; der Hof war leer, einige Bedienten versteckten sich bestürzt in den dunkelsten Winkeln. Sie richteten ihre Schritte nach der kleinen Pforte, welche aus diesem Hofe auf das Terrain führte. Der Schwarze öffnete sie mit einem Schlüssel, den er bei sich hatte. Unsere Leser wissen, daß das Terrain eine lange nach der Cité hin von Mauern eingeschlossene Erdzunge war, welche dem Kapitel von Notre-Dame gehörte, und worin die Insel östlich hinter der Kirche sich endete. Sie fanden diesen eingeschlossenen Platz ganz verlassen. Hier hörte man von dem Tumult schon weniger. Der frische Wind, welcher dem Zuge des Wassers folgte,

bewegte die Blätter des einzigen auf der Spitze des Terrains gepflanzten Baumes mit einem schon bemerkbaren Säuseln. Jedoch waren sie der Gefahr noch sehr nahe. Die ihnen am nächsten liegenden Gebäude waren die Residenz des Bischofs und die Kirche. In des Bischofs Wohnung herrschte offenbar eine große innere Unordnung. Ihre finstere Masse war ganz von Lichtern erhellt, welche von einem Fenster zum andern liefen. Daneben bildeten die ungeheuern Thürme von Notre-Dame, wenn man sie so von hinten mit dem langen Schiffe erblickte, über welches sie sich erhoben, eine dunkele Masse auf dem röthlich erleuchteten Hintergrund des Parvis, und glichen zwei gigantischen Feuerböcken eines Cyklopen-Feuers.

Was man von Paris erblickte, erzitterte vor dem Auge, wie ein mit Licht vermischter Schatten. Rembrandt hat dergleichen Gründe auf seinen Gemälden.

Der Mann mit der Laterne ging gerade auf die Spitze des Terrains zu. Da waren am äußersten Rande die morschen Trümmer eines Zaunes, wo eine niedrige Weide einige magere Zweige wie die Finger einer geöffneten Hand ausstreckte. Dahinter in dem Schatten dieses Zaunes war

eine kleine Barke versteckt. Der Unbekannte gab Gringoire und seiner Gefährtin ein Zeichen hineinzusteigen. Die Ziege folgte ihnen. Zuletzt stieg er selbst hinein, schnitt den Tau des Kahns ab, stieß mit einem langen Haken vom Lande ab, ergriff zwei Ruder, und setzte sich ans Vordertheil, wo er mit Anstrengung aller seiner Kräfte nach der Mitte des Stroms zuruderte. Die Seine ist an dieser Stelle sehr reißend, und es kostete ihm viele Mühe, von der Spitze der Insel sich zu entfernen.

Gringoire's erste Sorge, als er in den Kahn gestiegen, war, die Ziege auf seine Knie zu setzen. Er nahm im Hintertheile Platz, und das junge Mädchen, welchem der Unbekannte eine unerklärliche Angst einflößte, setzte sich dicht neben dem Dichter.

Als unser Philosoph das Fahrzeug schwanken sah, klatschte er in seine Hände und küßte Dschali. — »Ach!« sagte er, »jetzt sind wir alle Vier gerettet. Er fügte mit der Miene eines tiefen Denkers hinzu: »Bisweilen ist man dem Glücke, bisweilen der List Dank schuldig für den glücklichen Ausgang großer Unternehmungen.«

Der Kahn bewegte sich langsam nach dem rechten Ufer hin. Das junge Mädchen beob-

achtete mit einer geheimen Furcht den Unbekannten. Er hatte sorgfältig das Licht seiner Blendlaterne verlöscht, und er erschien in der Dunkelheit wie ein Gespenst. Seine immer niedergelassene Kaputze kleidete ihn wie eine Maske, und jedesmal, wenn er beim Rudern seine Arme ausstreckte, von welchen lange schwarze Aermel herabhingen, hätte man sie für zwei große Flügel einer Fledermaus halten sollen. In dem Kahne hörte man kein anderes Geräusch, als das Schlagen der Ruder, und das Geplätscher der Wellen.

»Auf meine Seele!« rief plötzlich Gringoire aus, »wir sind so vergnügt und lustig wie Nachteulen! Wir beobachten ein Stillschweigen wie Pythagoräer, oder wie Fische! Pasque-Dieu! meine Freunde, ich wünschte wohl, daß Jemand mit mir spräche. — Die menschliche Stimme ist für das menschliche Ohr die beste Musik. Ich bin es nicht, der dies behauptet, sondern Didymus von Alexandrien, und es sind berühmte Worte. — Gewiß, Didymus von Alexandrien ist nur ein mittelmäßiger Philosoph. — Ein Wort, mein schönes Kind! sagt mir, ich bitte Euch, nur ein Wort. — Ihr hattet sonst immer einen sonderbaren Zug um den Mund, macht

Ihr ihn noch immer? Wißt Ihr, Liebe, daß das Parlament volle Gewalt hat über die Asyle, und daß Ihr große Gefahr liefet in Eurer kleinen Zelle in Notre-Dame? Ach! der kleine Vogel Trochylus baut sein Nest in den Rachen des Crocodils. — Meister, da kommt der Mond wieder zum Vorschein. Daß man uns nur nicht bemerkt! — Wir thun ein löbliches Werk, indem wir die Jungfer retten, und doch würde man uns im Namen des Königs hängen, wenn man uns dabei erwischte. Ach! die Handlungen der Menschen haben zwei Handhaben. Man brandmarkt an mir, was man an einem Andern krönt. Mancher bewundert Cäsar, welcher doch Catilina tadelt. Nicht wahr, lieber Meister? Was sagt Ihr zu dieser Philosophie? Ich für meine Person habe die Philosophie des Instincts, der Natur, ut apes geometriam. — Wie! Niemand antwortet mir! Was habt Ihr Beide für verdrießliche Launen! Ich muß wohl allein sprechen. Das nennen wir in der Tragödie einen Monolog. — Pasque-Dieu! Ich berichte Euch, daß ich eben Ludwig XI. gesehen habe, und davon diesen Fluch behalten habe. Pasque-Dieu also! In der Cité heulen sie noch immer fürchterlich. — Das ist ein alter, boshafter König.

Er ist ganz in Pelzwerk vergraben. Er schuldet mir noch immer Geld für mein Hochzeitsgedicht, und höchstens hat er dafür mich heute nicht hängen lassen, was mir sehr in die Quere gekommen wäre. — Er ist geizig gegen verdienstvolle Leute. Er sollte nur einmal die vier Bücher Salvians von Cöln adversus avaritiam lesen. In der That! er ist ein sehr beschränkter König in der Art und Weise, wie er mit gelehrten Leuten umgeht, und begeht dabei zugleich unmenschliche Grausamkeiten. Er ist ein Schwamm, der das im Volke liegende Geld einsaugt. Seine Sparsamkeit ist eine Milzkrankheit, welche alle übrigen Glieder abmagert und auszehrt. Dieser König hat eine Hand, mit der er nimmt, und eine, mit der er hängt. Er ist der Procurator der Dame Gabelle (Salzsteuer) und des Herrn Gibet (Galgen). Die Großen werden ihrer Würden beraubt, und die Geringen unaufhörlich durch neue Lasten niedergedrückt. Ich liebe diesen Monarchen nicht. Und Ihr, lieber Herr?«

Der Schwarze ließ den albernen Dichter schwatzen. Er fuhr fort gegen den heftigen Strom anzukämpfen, welcher das Vordertheil der Cité von dem Hintertheile der Insel Notre-Dame trennt, die jetzt die Insel Saint-Louis heißt.«

»He, Meister!« rief Gringoire plötzlich. »Hat Ew. Hochwürden wohl in dem Augenblicke, wo wir über den Vorhof durch die wüthenden Gauner hindurchgingen, den kleinen armen Teufel bemerkt, welchem Euer Tauber gerade das Gehirn auf dem Aufsatze der Gallerie der Könige zerschmetterte? Ich habe ein kurzes Gesicht, und habe ihn nicht erkennen können. Wißt Ihr vielleicht, wer es ist?«

Der Unbekannte antwortete kein Wort. Aber er hörte plötzlich auf zu rudern, seine Arme fielen ihm wie zerbrochen am Leibe hinunter, sein Kopf fiel auf seine Brust, und die Esmeralda hörte ihn convulsivisch seufzen. Sie erschrak; sie hatte schon solche Seufzer gehört.

Das sich selbst überlassene Fahrzeug glitt einige Augenblicke den Strom hinab. Aber der Schwarze raffte sich wieder zusammen, ergriff die Ruder, und fing wieder an gegen den Strom zu rudern. Er ruderte zum zweiten Male an der Spitze der Insel Notre-Dame vorüber, und steuerte nach dem Landungsplatze am Port-au-Foin.

»Ah!« sagte Gringoire, »da unten liegt das Haus Barbeau. Halt, Meister, seht doch einmal die Gruppe von schwarzen Dächern an,

welche so sonderbare Winkel bilden, da unter jenen niedrigen, faserigen, wolligen und schmutzigen Wolken, unter denen der Mond ganz erscheint, wie ein Eidotter, dessen Schale zerbrochen ist. — Das ist ein schönes Haus. Darin ist eine Kapelle, die mit einem kleinen Deckengewölbe versehen ist, an welchem reiche Verzierungen ausgehauen sind. Da oben könnt Ihr auch den sehr zart durchbrochenen Thurm sehen. Es ist auch ein hübscher Garten dabei, welcher aus einem Teiche, einem Taubenhause, einem Echo, einer Mailbahn, einem Labyrinth und einer Menge dichter Alleen besteht. Man sieht da noch einen Baum, welchen man le Luxurieux nennt, weil er bei den geheimen Vergnügungen einer berüchtigten Prinzessin und eines galanten und schöngeistigen Connetable von Frankreich gute Dienste geleistet hat. — Ach! wir armen Philosophen sind im Vergleich mit einem Connetable nur das, was ein Kohl- oder ein Radieschen-Beet in Vergleich mit einem Lorbeer-Walde ist. Was macht das aber aus! Das menschliche Leben ist für die Großen sowohl, als für uns aus Gutem und Bösem gemischt. Der Schmerz steht immer der Freude zur Seite, der Spondeus dicht neben dem Dactylus. — Lieber

Meister, ich muß Euch die Geschichte dieses Hauses Barbeau erzählen. Es endigt auf tragische Weise. Dies ereignete sich im Jahre 1319, unter der Regierung Philipps V., des längsten aller Könige von Frankreich. Die Moral der Geschichte ist die, daß die Versuchungen des Fleisches verderblich und boshaft sind. Wir sollen unsere Blicke nicht zu oft auf das Weib des Nächsten richten, so sehr auch unsere Sinne bei ihrer Schönheit in Aufruhr gerathen. Die Unzucht ist ein sehr frecher Gedanke. Der Ehebruch ist Neugier nach dem Genusse des Andern —... Ach! wie sich der Lärm da unten verdoppelt.«

Der Tumult nahm wirklich rings um Notre-Dame immer mehr zu. Sie horchten. Man hörte deutlich ein Siegsgeschrei. Plötzlich verbreiteten sich hundert Fackeln, in deren Glanze die Helme Bewaffneter schimmerten, in der Kirche, in allen Stockwerken, auf den Thürmen, auf den Gallerien, auf den Strebepfeilern. Diese Fackeln schienen Etwas zu suchen; und bald drang das entfernte Rufen deutlich bis zu den Flüchtlingen: — »Die Zigeunerin! die Hexe! zum Tode mit der Zigeunerin!«

Die Unglückliche ließ ihren Kopf auf die

Hände fallen, und der Unbekannte begann wüthend nach dem Ufer zuzurudern. Unterdessen dachte unser Philosoph nach. Er preßte die Ziege in seine Arme, und entfernte sich ganz von der Zigeunerin, welche sich dagegen immer mehr an ihn drängte, als an die einzige Stütze, die ihr noch blieb.

Gringoire befand sich wahrlich in einer grausamen Verlegenheit. Er dachte daran, daß auch die Ziege, nach dem bestehenden Gesetze, gehangen werden würde, wenn sie wieder eingefangen würde; dieß wäre doch sehr Schade um die arme Dschali! Er dachte, daß zwei Verurtheilte sich an ihn festgeklammert hätten, daß sein Gefährte nichts lieber wünschte, als die Rettung der Zigeunerin zu übernehmen. Seine Gedanken kämpften unter einander einen gewaltigen Kampf, in welchem, wie Jupiter in der Iliade, er wechselsweise die Zigeunerin und die Ziege abwog; er sah sie eine nach der andern an mit thränenfeuchten Augen, indem er zwischen seinen Zähnen murmelte: — »Ich kann Euch doch nicht alle Beide retten.«

Eine Erschütterung benachrichtigte sie endlich, daß der Kahn ans Land gestoßen war. Das schreckliche Getöse erfüllte noch immer die

Cité. Der Unbekannte stand auf, kam auf die Zigeunerin zu, und wollte sie an den Arm fassen, um sie beim Aussteigen zu unterstützen. Sie stieß ihn zurück, und hing sich an Gringoire's Aermel, welcher dagegen, mit der Ziege beschäftigt, sie fast zurückstieß. Darauf sprang sie allein aus dem Kahn. Sie war so verwirrt, daß sie nicht wußte, was sie that und wohin sie ging. Sie blieb einen Augenblick stehen und sah in den Fluß hinab. Als sie nach und nach wieder zu sich kam, befand sie sich mit dem Unbekannten allein im Hafen. Es schien, als ob Gringoire den Augenblick des Landens benutzt hatte, um mit seiner Ziege in die Häusermasse der Straße Grenier-sur-l'Eau zu entschlüpfen.

Die arme Zigeunerin schauderte, als sie sich so allein bei diesem Menschen sah. Sie wollte sprechen, schreien, Gringoire rufen; ihre Zunge war in ihrem Munde gelähmt, und kein Ton kam über ihre Lippen. Plötzlich fühlte sie die Hand des Unbekannten über der ihrigen. Es war eine kalte und starke Hand. Ihre Zähne klapperten, sie wurde bläßer als der Strahl des Mondes, welcher auf sie herab schien. Der Unbekannte sagte kein Wort. Er fing an, mit starken Schritten nach dem Greve-Platze hinzu-

gehen, indem er sie an der Hand festhielt. In diesem Augenblicke fühlte sie, daß das Schicksal eine unwiderstehliche Gewalt ist. Sie hatte keine Kraft mehr in sich, sie ließ sich fortschleppen. Der Quai ging an dieser Stelle bergan; ihr kam es jedoch so vor, als ob sie bergab ginge.

Sie sah sich nach allen Seiten um. Niemand ging vorbei. Der Quai war ganz öde. Sie hörte kein Geräusch, als aus der Cité her, von welcher sie nur durch einen Arm der Seine getrennt war, und woher ihr Name, verbunden mit dem Todesgeschrei, bis zu ihr herüberschallte.

Unterdessen schleppte der Unbekannte sie immer mit demselben Schweigen und derselben Eile fort. Sie fand in ihrem Gedächtnisse keinen der Oerter wieder, durch welche sie jetzt hindurcheilte. Als sie vor einem erhellten Fenster vorbeikam, sträubte sie sich plötzlich und schrie: »Hülfe! Hülfe!«

Der Bürger, welchem das Fenster gehörte, öffnete es, erschien an demselben im Hemde mit seiner Lampe, sah auf den Quai hinaus mit einer stumpfsinnigen Miene, sprach einige Worte, welche sie nicht verstand, und schloß sein Fenster wieder. Dies war der letzte Hoffnungsstrahl, welcher verlosch.

Der Schwarze brachte keine Sylbe hervor, er hielt sie fest, und fing an, schneller zu gehen. Sie leistete keinen Widerstand mehr, und folgte ihm ganz zerknickt.

Von Zeit zu Zeit sammelte sie wieder einige Kraft, und sagte mit einer von den auf dem Pflaster schallenden Tritten unterbrochenen Stimme: »Wer seid Ihr? Wer seid Ihr?« Er antwortete nicht.

So kamen sie, immer längs des Quais hingehend, an einen ziemlich großen Platz. Hier schien der Mond ein wenig. Es war der Greve-Platz. Man unterschied in der Mitte ein schwarzes Kreuz; das war der Galgen. Sie erkannte dies Alles, und sah nun, wo sie sich befand.

Der Mann blieb stehen, wandte sich nach ihr um, und nahm seine Kapuze ab. — »Ach!« stammelte sie ganz erstarrt, »ich wußte wohl, daß er es doch war!«

Es war der Priester. Er sah aus wie ein Gespenst.

»Höre zu,« sagte er zu ihr; und sie schauderte zusammen bei dem Tone dieser furchtbaren Stimme, welche sie seit langer Zeit nicht gehört hatte. Er fuhr fort. Er sprach in kurzen, keuchenden Sätzen, welche eine tiefe, innere Be-

wegung verriethen. — »Höre mich an. Wir sind jetzt hier. Ich will mit Dir reden. Dies ist der Greve-Platz. Hier ist der letzte Punkt. Das Schicksal überliefert uns einander. Ich will über Dein Leben entscheiden; Du über meine Seele. Hier ist ein Platz und eine Nacht, jenseit welcher man nichts sieht. Höre mich also an. Ich will Dir sagen .... Zuerst sprich mir nicht von Deinem Phöbus. (Bei diesen Worten ging er hin und her wie ein Mensch, der nicht an einem Platze ausdauern kann, und zog sie hinter sich her.) Sprich mir nicht von ihm. Hörst Du? Wenn Du diesen Namen aussprichst, weiß ich nicht, was ich thun werde; aber es wird schrecklich sein.«

Hierauf stand er wieder unbeweglich stille, wie ein Körper, welcher seinen Schwerpunkt wiedergefunden hat, aber seine Worte verriethen noch eben so viel innere Bewegung. Seine Stimme wurde immer tiefer.

»Wende Deinen Kopf nicht so weg. Höre mich an. Es ist eine ernsthafte Angelegenheit. Zuerst vernimm, was sich ereignet hat. — Man wird über alles dieses nicht lachen, schwöre ich Dir. — Was sagte ich doch? erinnere mich daran! So! Es ist ein Parlamentsbeschluß

vorhanden, welcher Dich dem Schafot ausliefert. Ich habe Dich eben ihren Händen entrissen. Aber sieh hin, wie sie Dich verfolgen!«

Er streckte den Arm nach der Cité hin aus. Die Nachsuchungen schienen dort in der That fortzudauern. Das Geräusch kam näher; der Thurm des Hauses des Lieutenants war voller Lärm und erhellt; man sah Soldaten auf dem entgegensetzten Ufer mit Fackeln umherlaufen und hörte sie rufen: »Die Zigeunerin! Wo ist die Zigeunerin? Zum Tode mit ihr!«

»Du siehst wohl, daß sie Dich verfolgen und daß ich nicht lüge. Ich liebe Dich. — Thue den Mund nicht auf; sprich nicht mit mir, um mir zu sagen, daß Du mich hassest. Ich bin entschlossen, das nicht mehr anzuhören. — Ich habe Dich eben gerettet. — Laß mich erst zu Ende kommen. — Ich kann Dich ganz retten. Ich habe Alles vorbereitet. Auf Deinen Willen kommt es an. Willst Du, so kann ich es.«

Er unterbrach sich. — »Nein, das mußt Du nicht sagen.« — Er zog sie mit sich fort nach dem Galgen, und indem er ihn ihr zeigte, sagte er kalt: »Wähle zwischen uns beiden!«

Sie riß sich von seinen Händen los, fiel

am Fuße des Galgens nieder und umarmte ihn; dann wandte sie ihren schönen Kopf halb um und sah den Priester über ihre Schulter an. Man hätte sie für eine heilige Jungfrau am Fuße des Kreuzes halten sollen. Der Priester war ohne Bewegung geblieben, den Finger immer nach dem Galgen aufhebend, und behielt seine Stellung bei, wie eine Statue.

Endlich sagte die Zigeunerin zu ihm: »Er flößt mir weniger Abscheu ein als Ihr.« Da ließ er langsam seinen Arm niederfallen und sah auf den Boden nieder, mit einer tiefen Niedergeschlagenheit. — »Wenn diese Steine reden könnten,« murmelte er, »ja, dann würden sie sagen, da steht ein sehr unglücklicher Mensch.«

Er nahm wieder das Wort. Das junge Mädchen, vor dem Galgen auf den Knien liegend und von ihren langen Haaren verhüllt, ließ ihn sprechen, ohne ihn zu unterbrechen. Er hatte jetzt einen klagenden und sanften Ton angenommen, welcher einen schmerzlichen Gegensatz mit der stolzen Ruhigkeit seiner Züge bildete.

»Ich liebe Dich. Ach! das ist doch gewiß wahr. Es geht also nichts über dieses Feuer, welches mir das Herz versengt. Ach! junges Mädchen, Nacht und Tag, ja, Nacht und Tag,

verdient das kein Mitleiden? Es ist eine Liebe für Tag und Nacht, sage ich Euch; es ist eine Folter! — Ach! ich leide zu viel, armes Kind! — Es ist des Mitleidens werth, versichere ich Euch. Ihr seht, daß ich sanft mit Euch spreche. Ich möchte wohl, daß Ihr keinen Abscheu mehr vor mir hättet. Und dann, wenn ein Mann ein Weib liebt, so ist das nicht seine Schuld! — Ach! mein Gott! — Wie! Ihr wollt mir also niemals verzeihen? Ihr wollt mich immer hassen? Es ist also entschieden? Das macht mich gerade unglücklich; seht Ihr? und mir selbst fürchterlich! — Ihr seht mich nicht einmal an! Ihr denkt an etwas Anderes, und vielleicht, während ich hier an der Schwelle der Ewigkeit mit Euch rede! — Vor Allem sagt mir kein Wort mehr von dem Officier! — Wie! Ich sollte mich vor Euch auf die Knie werfen; ich sollte nicht Eure Füße, das wollt Ihr nicht, sondern die Erde küssen, welche unter Euren Füßen ist; was! ich sollte wie ein Kind schluchzen, und aus meiner Brust nicht Worte, sondern mein Herz herausreißen, um zu Euch sagen, wie sehr ich Euch liebe; Alles sollte vergebens sein, Alles! — Und dennoch ist in Eurer Seele nichts als Zärtlichkeit und Milde.

Ihr strahlt die schönste Sanftmuth aus; Ihr seid ganz lieblich, gut, mitleidig, reizend. Ach! und für mich allein habt Ihr nur Bosheit! — Ach! welches Verhängniß!«

Er verbarg sein Gesicht in seinen Händen. Das junge Mädchen hörte ihn weinen. Indem er so schluchzend dastand, war er elender und erschien flehender, als wenn er auf den Knien gelegen hätte. So weinte er eine Zeitlang.

»Das sind die ersten Thränen,« fuhr er fort. »Ich finde keine Worte. Ich hatte doch so schön Alles überdacht, was ich Euch sagen wollte. Jetzt zittere und bebe ich, ich werde im entscheidenden Augenblicke ohnmächtig; ich fühle eine höhere Macht, die um uns ist und ich stottere. Ach! ich will mich auf den Boden niederwerfen, wenn Ihr nicht Mitleiden mit mir, mit Euch haben wollt. Verurtheilt uns nicht sogleich alle Beide. Wenn Ihr wüßtet, wie sehr ich Euch liebe! Was für ein Herz ist das meinige! O, wie verlassen von aller Tugend! wie an mir selbst verzweifelnd! Als Gelehrter schmähe ich meine Wissenschaft, als Edelmann beschimpfe ich meinen Namen, als Priester mache ich ein Kopfkissen der Wollust aus meinem Meßbuche, speie ich meinem Gott ins An-

gesicht! und das Alles für Dich, Zauberin! um Deiner Hölle würdig zu werden! und Du willst den Verdammten doch nicht! Ach! was sage ich Dir Alles! noch mehr, etwas noch Schrecklicheres, ach! viel Schrecklicheres!«

Bei den letzten Worten wurde sein Aussehen ganz wahnsinnig. Er schwieg einen Augenblick; dann fing er wieder an, als ob er mit sich selbst spräche, mit einer starken Stimme: »Kain, was hast Du mit Deinem Bruder angefangen?«

Er machte wieder eine Pause und fuhr dann fort: »Was ich mit ihm angefangen habe, Herr? Ich habe ihn hingenommen, ihn erzogen, ihn ernährt, ihn geliebt, ihn abgöttisch geliebt und ihn gemordet! Ja, Herr, vor Kurzem hat man ihm den Kopf vor meinen Augen an den Steinen Eures Hauses zerschmettert, und zwar meinetwegen, wegen dieses Weibes, ihretwegen ....«

Sein Blick wurde wild. Seine Stimme erstarb; er wiederholte noch mehrere Male mechanisch, mit langen Pausen, wie eine Glocke, die ihre letzte Schwingung verlängert: »Ihretwegen .... Ihretwegen ....« Dann articulirte seine Zunge keinen verständlichen Ton mehr,

seine Lippen bewegten sich jedoch noch immer. Plötzlich brach er zusammen, stürzte nieder und blieb auf der Erde ohne Bewegung, den Kopf zwischen seinen Knien, liegen.

Eine Bewegung des jungen Mädchens, welche ihren Fuß unter ihm hervorzog, brachte ihn wieder zu sich. Er fuhr langsam mit seiner Hand über seine hohlen Wangen und betrachtete einige Augenblicke mit dumpfem Staunen seine Finger, welche von Thränen benetzt waren. — »Wie!« murmelte er, »ich habe geweint!«

Und plötzlich wandte er sich zur Zigeunerin mit dem Ausdrucke einer unaussprechlichen Angst hin: »Ach! Ihr habt mich weinen sehen und seid kalt dabei geblieben! Kind, weißt Du, daß diese Thränen Lavaströme sind? Ist es denn also wahr? An dem Menschen, welchen man haßt, rührt uns Nichts. Du würdest mich sterben sehen und dabei lachen! Ach! ich will Dich nicht sterben sehen! Ein Wort! Ein einziges Wort der Verzeihung! Sage mir nicht, daß Du mich liebst, sage mir nur, daß Du mir wohl willst; das wird genug sein, ich werde Dich retten. Wo nicht.... — Ach! die Zeit eilt. Ich bitte Dich bei Allem, was heilig ist, warte nicht, bis ich zu Stein werde wie dieser

Galgen, der Dich auch zurückfordert! Bedenke, daß ich unser beider Schicksal in meinen Händen habe, daß ich besinnungslos bin; es ist schrecklich, daß ich Alles fallen lassen kann und daß unter uns ein unergründlicher Abgrund ist, Unglückliche, wohin mein Fall dem Deinigen während der ganzen Ewigkeit nachfolgen wird! Ein Wort der Güte! sprich ein Wort! Nur ein Wort!«

Sie that ihren Mund auf, um ihm zu antworten. Er stürzte vor ihr auf die Knie, um anbetend das vielleicht milder gewordene Wort zu vernehmen, welches über ihre Lippen kommen wollte. Sie sagte zu ihm: »Ihr seid ein Mörder!«

Der Priester nahm sie wüthend in seine Arme, und fing an, ein entsetzliches Gelächter zu erheben. »Nun gut, ja! Mörder! und ich werde Dich besitzen. Du willst mich nicht zum Sclaven, so sollst Du mich zum Herrn haben. Ich werde Dich besitzen! Du wirst mir folgen, Du mußt mir wohl folgen, wohin ich Dich führe! Du mußt sterben, Schöne, oder mein sein! dem Priester, dem Abtrünnigen, dem Mörder angehören! Von dieser Nacht an, hörst Du? Frisch! zur Freude! Küsse mich, Närrin! Das Grab oder mein Bette!«

Sein Auge funkelte vor unreiner Lust und Wuth. Sein Mund küßte den Hals des jungen Mädchens roth. Sie kämpfte mit ihm in seinen Armen. Er bedeckte sie mit schäumenden Küssen.

»Beiße mich nicht, Ungeheuer!« schrie sie. »Ach! der verhaßte, stinkende Mönch! Laß mich! ich werde Dir Deine greisen Haare ausreißen und sie Dir ins Gesicht werfen!«

Er wurde roth und wieder blaß, dann ließ er sie los und sah sie mit einer düstern Miene an. Sie glaubte den Sieg errungen zu haben und fuhr fort: »Ich sage Dir, daß ich meinem Phöbus angehöre, daß Phöbus es ist, den ich liebe, daß Phöbus schön ist! Du, Priester, Du bist alt, häßlich! Geh fort!«

Er stieß ein heftiges Geschrei aus, wie ein Unglücklicher, den man mit einem glühenden Eisen verbrennt. — »Nun so stirb!« sagte er mit einem Grinzen. Sie sah seinen scheußlichen Blick und wollte fliehen. Er ergriff sie wieder, warf sie zur Erde und ging mit schnellen Schritten nach der Ecke des Roland-Thurmes los, indem er sie immer hinter sich herschleifte.

Hier angelangt, wandte er sich zu ihr und sagte: »Zum letzten Mal, willst Du mein sein?«

— Sie antwortete mit Kraft: »Nein!« Darauf rief er mit lauter Stimme: »Gudule! Gudule! hier ist die Zigeunerin! räche Dich!«

Das junge Mädchen fühlte sich plötzlich am Ellbogen ergriffen. Sie sah hin: es war ein fleischloser Arm, welcher aus einer Luke in der Mauer herauskam und sie wie eine eiserne Hand festhielt.

»Halte fest!« sagte der Priester, »es ist die entlaufene Zigeunerin. Laß sie nicht los. Ich will die Gerichtsdiener holen. Du sollst sie hängen sehen.«

Ein heiseres Lachen antwortete von innen heraus auf diese blutdürstigen Worte: »Ha! Ha! Ha!« — Die Zigeunerin sah den Priester sich nach der Richtung des Pont Notre-Dame hin entfernen. Man hörte ein Pferdegetrappel auf dieser Seite.

Das junge Mädchen hatte die boshafte Eingemauerte erkannt. Vor Schreck keuchend, versuchte sie, sich los zu machen. Sie rang, sie that mehrere Sprünge der Todesangst und der Verzweiflung, aber das Weib hielt sie mit einer unerhörten Kraft fest. Die knöchernen Finger, welche sie hielten, klammerten sich um ihr Fleisch zusammen. — Erschöpft fiel sie gegen die Mauer

und nun bemächtigte sich ihrer die Todesfurcht. Sie dachte an die Schönheit des Lebens, an die Jugend, an den Anblick des Himmels, der Natur, an die Liebe, an Phöbus, an Alles, was davon floh und was ihr jetzt näher kam, an den Priester, welcher sie angab, an den Henker, welcher erscheinen würde und an den Galgen, welcher dort stand. Da fühlte sie das Entsetzen ihr bis in die Wurzeln der Haare steigen und sie hörte das schreckliche Lachen der Eingemauerten, welche ganz leise zu ihr sagte: »Haha! Du wirst gehangen werden!«

Sie wandte sich, bis zum Tode ermattet, nach der Luke hin und sah die bleiche Gestalt der Büßenden durch die Eisenstäbe des Gitters. — »Was hab' ich Euch gethan?« sagte sie beinahe leblos.

Die Eingemauerte antwortete nicht und murmelte in einem singenden, spöttischen Tone: »Tochter Aegyptens! Tochter Aegyptens!«

Die unglückliche Esmeralda ließ ihren Kopf zurücksinken, als sie einsah, daß sie es hier mit keinem menschlichen Wesen zu thun hatte.

Plötzlich rief die Büßende, als ob die Frage der Zigeunerin so viel Zeit nöthig gehabt hätte, um zu ihrem Bewußtsein zu gelangen:

»Was Du mir gethan hast? fragst Du! — Ach! was Du mir gethan hast, Zigeunerin! Nun gut! höre zu. — Ich hatte ein Kind! Siehst Du? Ich hatte ein Kind! ein Kind, sage ich Dir! — Ein hübsches, kleines Mädchen! — Meine Agnes!« wiederholte sie, indem sie in der Dunkelheit Etwas küßte. — »Nun gut! siehst Du, Tochter Aegyptens? man hat mir mein Kind genommen; man hat es mir gestohlen, man hat es gefressen. Siehe, das hast Du mir zu Leide gethan.«

Das junge Mädchen antwortete wie das Lamm dem Wolfe: »Ach! ich war vielleicht damals noch nicht geboren!«

»O ja!« versetzte die Eingemauerte, »Du mußtest schon geboren sein. Du warst dabei! Sie würde von Deinem Alter sein! Also! — Siehe, 15 Jahre bin ich hier; 15 Jahre leide ich; 15 Jahre bete ich; 15 Jahre stoße ich meinen Kopf an alle vier Mauern. — Ich sage Dir, Zigeunerinnen haben es mir gestohlen, verstehst Du das? sie haben es mit ihren Zähnen zerrissen. — Hast Du ein Herz? Stelle Dir vor, was ein spielendes Kind bedeutet; ein säugendes, ein schlummerndes Kind. Es ist so unschuldig! — Nun gut! das hat man mir genom-

men, hat es mir gemordet! Der liebe Gott weiß es wohl! — Jetzt ist die Reihe an mir; ich will Zigeunerfleisch fressen. — Ach! ich würde Dich wohl beißen, wenn die Stäbe des Gitters mich nicht daran hinderten. Ich habe einen zu dicken Kopf! — Die arme Kleine! während sie schlief! Und wenn sie sie aufgeweckt haben, indem sie sie hinnahmen, so mochte sie noch so sehr schreien; ich war nicht da! — Ha! Ihr ägyptischen Mütter, Ihr habt mir mein Kind gefressen, kommt jetzt und seht, wie es dem Eurigen geht.«

Darauf fing sie wieder an zu lachen, oder mit den Zähnen zu knirschen. Beides glich einander an dieser wüthenden Gestalt. Der Tag fing an zu grauen. Der Galgen trat aus dem Dunkel immer deutlicher hervor. Von der andern Seite glaubte das junge Mädchen zu vernehmen, wie die Reiter immer näher von der Brücke Notre-Dame herbeikamen.

»Liebe Frau!« rief sie, indem sie ihre Hände faltete und auf ihre Knie fiel, »habt Mitleiden! Sie kommen. Ich habe Euch nichts gethan. Wollt Ihr mich auf diese schreckliche Art vor Euren Augen sterben sehen? Ihr habt Erbarmen, ich weiß es. Es ist zu schrecklich.

Erlaubt mir, mich zu retten. Laßt mich los! Gnade! Ich will nicht so sterben!« — »Gib mir mein Kind wieder!« sagte die Eingemauerte. — »Gnade! Gnade!« — »Gib mir mein Kind zurück!« — »Laßt mich los, im Namen des Himmels!« — »Gib mir mein Kind zurück.«

Auch dieses Mal fiel das junge Mädchen erschöpft, zerknickt zu Boden, mit dem gläsernen Blicke eines Sterbenden. »Ach!« stammelte sie, »Ihr sucht Euer Kind und ich suche meine Eltern.«

»Gib mir meine kleine Agnes zurück!« fuhr Gudule fort. »Du weißt nicht, wo sie ist. Dann stirb! — Ich will Dir erzählen: Ich war ein Freudenmädchen; ich hatte ein Kind; man hat mir mein Kind genommen. Die Zigeunerinnen haben es gethan. Du siehst wohl, daß Du sterben mußt. Wenn Deine Mutter kommt und Dich zurückfordert, dann werde ich zu ihr sagen: Mutter, sieh den Galgen an. — Oder willst Du mir mein kleines Mädchen zurückgeben? Da, ich will Dir etwas zeigen. Siehe, da ist sein Schuh; Alles, was mir von ihm übrig ist. Kennst Du seines Gleichen? Wenn Du es weißt, so sage es mir, wenn es nur am andern Ende der Welt ist, so will ich auf den Knien mich hinschleppen und es suchen.«

Bei diesen Worten zeigte sie mit ihrem andern Arm, den sie aus der Luke herausstreckte, der Zigeunerin den kleinen gestickten Schuh. Es war schon hell genug geworden, so daß man seine Gestalt und seine Farben unterscheiden konnte.

»Zeigt mir den Schuh!« sagte die Zigeunerin mit freudigem Schreck. »Gott! Gott!« Und zu gleicher Zeit öffnete sie schnell mit der Hand, welche sie frei hatte, das kleine Säckchen, welches sie am Halse trug.

»Geh! Geh!« murmelte Gudule, »durchsuche nur Dein Teufels-Amulet!« Plötzlich unterbrach sie sich, zitterte am ganzen Körper und rief mit einem Tone, welcher aus der tiefsten Tiefe ihres Innern zu kommen schien: »Meine Tochter!«

Die Zigeunerin hatte aus dem kleinen Säckchen einen Schuh herausgezogen, welcher dem andern ähnlich sah wie ein Ei dem andern. An diesem Schuh war ein Pergamentblättchen festgebunden, auf welchem diese Worte geschrieben standen:

»Wenn Du mein Ebenbild wiederfindest, wird Deine Mutter Dir ihre Arme entgegenstrecken.«

Schneller als ein Blitz hatte die Büßende beide Schuhe mit einander verglichen, die Inschrift des Pergaments gelesen und preßte nun an die Stäbe der Luke ihr von einer himmlischen Freude strahlendes Gesicht, indem sie rief: »Meine Tochter! Meine Tochter!« — »Meine Mutter!« antwortete die Ziegeunerin.

Hier entsagen wir jeder weitern Schilderung.

Die Mauer und die Eisenstäbe trennten Beide von einander. — »Ach! die Mauer!« rief die Eingemauerte. »Ach! sie sehen und nicht umarmen zu können! Deine Hand! Deine Hand!«

Das junge Mädchen streckte ihren Arm durch die Luke, die Büßende warf sich über diese Hand her, preßte ihre Lippen darauf und blieb so in diesen Kuß versunken, liegen, ohne ein anderes Zeichen des Lebens von sich zu geben, als ein Schluchzen, welches von Zeit zu Zeit ihren Körper hob. Unterdessen vergoß sie Ströme von Thränen. Die arme Mutter überschwemmte mit Thränen diese angebetete Hand.

Plötzlich erhob sie sich wieder, strich ihre langen, greisen Haare zur Seite, und ohne ein Wort zu sagen, fing sie an, mit ihren beiden

Händen wüthender als eine Löwin an den Eisenstäben ihrer Zelle zu rütteln. Sie hielten fest. Darauf suchte sie in einem Winkel ihrer Zelle einen dicken Stein, welcher ihr zum Kopfkissen diente und schleuderte ihn mit solcher Heftigkeit gegen sie, daß einer der Stäbe durchbrach, indem er tausend Funken sprühte. Ein zweiter Stoß zerschmetterte das ganze eiserne Kreuz, welches die Luke versperrte. Darauf zerbrach sie mit ihren beiden Händen vollends die verrosteten Stücke des Gitters. Es gibt Augenblicke, in denen die Hände eines schwachen Weibes eine übermenschliche Stärke haben.

Als die Oeffnung frei war, und dazu brauchte sie kaum eine Minute Zeit, faßte sie ihre Tochter mitten um den Leib und zog sie in ihre Zelle hinein. »Komm! daß ich Dich aus dem Abgrunde des Verderbens auffische!« murmelte sie.

Als ihre Tochter in ihrer Zelle war, legte sie sie sanft auf die Erde nieder, nahm sie wieder auf und trug sie in ihren Armen, als ob es noch immer ihre kleine Agnes gewesen wäre, hin und her, trunken vor Freude, singend, ihre Tochter küssend, mit ihr sprechend, in ein Gelächter ausbrechend und dann wieder in Thränen schwimmend, Alles zu gleicher Zeit.

»Meine Tochter! Meine Tochter!« sagte sie. »Ich habe meine Tochter wieder! Da ist sie. Der liebe Gott hat sie mir wiedergegeben. Nun kommt Alle herbei! Will Jemand meine Tochter sehen? Herr Jesus! wie schön ist sie! Ihr habt mich 15 Jahre warten lassen, lieber Gott, um mir sie schöner zurückzugeben. — Die Zigeunerinnen haben sie also nicht gegessen? Wer hatte das gesagt? Mein kleines Mädchen! Küsse mich. Die guten Zigeunerinnen. Ich habe die Zigeunerinnen lieb. — Du bist es also? Darum hüpfte mein Herz, wenn ich Dich vorbeigehen sah. Ich hielt das für Haß! Vergib mir, meine Agnes, vergib mir. Du hast mich für recht boshaft gehalten, nicht wahr? ich liebe Dich. — Dein kleines Mahl am Halse, hast Du es noch immer? Laß einmal sehen. Sie hat es noch immer. Ach, Du bist einmal schön! Von mir hast Du diese großen Augen, Jungfer. Küsse mich! Ich liebe Dich. Jetzt ist es mir einerlei, ob andere Mütter Kinder haben; jetzt lache ich sie Alle aus. Sie brauchen nur herzukommen. Hier ist meins. Das ist sein Hals, das sind seine Augen, seine Haare, seine Hände. Sucht mir mal etwas so Schönes als das! O, ich stehe Euch dafür, die wird Liebhaber genug

haben. Ich habe funfzehn Jahre geweint. Meine ganze Schönheit ist darauf gegangen, und ihr ist sie zugefallen. Küsse mich.«

Sie richtete tausend andere excentrische Worte an sie, deren ganze Schönheit in ihrem Tone lag, brachte die Kleidung des jungen Mädchens so in Unordnung, daß sie sie zum Erröthen brachte, band ihr das Haar zusammen, küßte ihre Füße, ihre Knie, ihre Stirn, ihre Augen, gerieth über Alles in Entzücken. Das junge Mädchen ließ ihr gewähren, indem sie sehr leise und mit einer unendlichen Milde zuweilen rief: »Meine Mutter!«

»Siehst Du, mein kleines Mädchen?« nahm die Büßende wieder das Wort, indem sie alle ihre Worte mit Küssen unterbrach, »siehst Du? ich werde Dich recht lieb haben. Wir wollen von hier weggehen. Wir werden recht glücklich werden. Ich habe in Rheims, in unserer Vaterstadt, Etwas geerbt. Du kennst doch Rheims? Ach nein! Du weißt das nicht, Du warst zu klein! Wenn Du wüßtest, wie hübsch Du warst, als Du vier Monate zähltest! So kleine Füße, daß man von Epernay kam, um sie zu sehen, obgleich es fünf Stunden Weges sind! Wir werden ein Feld und ein Haus besitzen! Du

sollst in meinem Bette schlafen. Mein Gott! mein Gott! wer hätte das geglaubt? Ich habe meine Tochter wieder!«

»O meine Mutter!« sagte das junge Mädchen, als es endlich in seiner Bewegung seine Kraft wieder bekam, zu sprechen; »die Zigeunerin hatte mir es wohl gesagt. Es war eine gute Zigeunerin unter uns, welche voriges Jahr gestorben ist, und die für mich wie eine Amme sorgte. Sie hat mir dieses Säckchen um den Hals gehängt. Sie sagte immer zu mir: »Kleine, hebe dieses Kleinod wohl auf. Es ist ein Schatz. Du wirst Deine Mutter durch dasselbe wiederfinden. Du trägst Deine Mutter an Deinem Halse. — Sie hat es vorhergesagt, die Zigeunerin!«

Die Büßende preßte ihre Tochter von Neuem in ihre Arme! — Komm, laß Dich küssen! Du sagst das so hübsch. Wenn wir erst in unserm Lande sind, wollen wir einem Jesus-Kinde in der Kirche die kleinen Schuhe anziehen. Das sind wir wohl der heiligen Jungfrau schuldig. Mein Gott! was hast Du für eine hübsche Stimme! Als Du eben mit mir redetest, war es eine wahre Musik! Ach, mein Herr! mein Gott! Ich habe mein Kind wieder-

gefunden! Aber ist das wohl glaublich? Man stirbt an nichts, denn ich bin nicht vor Freuden gestorben.«

Und dann fing sie wieder an, in die Hände zu klatschen, zu lachen und zu rufen: »Wir werden glücklich sein.«

In diesem Augenblicke ertönte Waffengeklirr und Pferdegetrappel, welches von der Brücke Notre-Dame immer näher zu kommen schien. Die Zigeunerin warf sich angstvoll in die Arme der Büßenden.

»Rettet mich! Rettet mich! Mutter, da kommen sie schon!« — Die Eingemauerte wurde blaß. »O Himmel, was sagst Du da. Ich hatte es vergessen! Man verfolgt Dich! Was hast Du denn begangen?«

»Ich weiß es nicht,« antwortete das unglückliche Kind; »aber ich bin zum Tode verurtheilt.«

»Zum Tode!« sagte Gudule schwankend, wie vom Blitze getroffen. »Zum Tode!« wiederholte sie langsam, und sah ihre Tochter mit einem starren Blicke an.

»Ja, liebe Mutter,« versetzte das junge Mädchen verwirrt, »sie wollen mich tödten. Man will sich meiner wieder bemächtigen. Der

Galgen da ist für mich bestimmt! Rettet mich! Rettet mich! sie kommen! rettet mich!«

Die Büßende blieb einige Secunden lang unbeweglich wie eine Bildsäule, dann bewegte sie ihren Kopf, als ob sie daran zweifelte, und plötzlich fing sie an zu lachen, aber auf jene ihr früher eigenthümliche, entsetzliche Weise: »He! Ho! Nein! es ist ein Traum, den Du mir da erzählst. Ach ja! ich hatte sie verloren, das hatte funfzehn Jahre gedauert, und dann sollte ich sie wiederfinden, und das sollte nur eine Minute dauern! Man sollte sie mir wieder nehmen! jetzt, da sie schön und groß ist, da sie mit mir spricht und mich liebt; jetzt sollten sie zurückkommen, und sie vor meinen, vor den Augen der Mutter verzehren! Ach nein! solche Dinge sind unmöglich. Der liebe Gott gibt so Etwas nicht zu.«

Hier schienen die Reiter Halt zu machen, und man hörte in der Ferne eine Stimme, welche sagte: »Hierher, Herr Tristan! Der Priester sagte, wir würden sie am Trou-aux-Rats wiederfinden.« — Das Pferdegetrappel fing von Neuem an.

Die Eingemauerte richtete sich in die Höhe mit einem verzweiflungsvollen Geschrei. — »Rette

Dich! Rette Dich! mein Kind! Alles trifft bei mir ein. Du hast Recht. Dein Tod ist es! Entsetzen! Verwünscht! Rette Dich!

Sie steckte den Kopf aus der Oeffnung und zog ihn schnell wieder zurück. »Bleib,« sagte sie mit leiser Stimme, in kurz herausgestoßenen Worten, indem sie die Hand der Zigeunerin zusammenpreßte, welche mehr todt als lebendig war. »Bleibe! Athme nicht! ich sehe überall Soldaten! Du kannst nicht hinauskommen. Es ist zu hell.«

Ihre Augen waren trocken und brennend. Sie blieb einen Augenblick sprachlos; sie ging mit großen Schritten in der Zelle umher, und blieb mitunter stehen, um sich ganze Hände voll greiser Haare auszureißen, welche sie mit ihren Zähnen zerriß.

Plötzlich sagte sie: — »Sie kommen näher. Ich will mit ihnen sprechen. Verstecke Dich in diesem Winkel. Sie werden Dich nicht sehen. Ich will ihnen sagen, Du wärest entwischt, ich hätte Dich losgelassen.«

Sie legte ihre Tochter, denn sie trug sie noch immer, in einen Winkel der Zelle, welchen man von außen nicht sehen konnte. Sie duckte sie nieder, legte sie sorgfältig zurecht, so daß

weder ihr Fuß noch ihre Hand sichtbar blieben, band ihre schwarzen Haare los, welche sie über ihr weißes Gewand ausbreitete, um es zu verbergen, legte dann ihren Krug und ihren Stein vor sie hin, die einzigen Geräthe, welche sie hatte, in der Meinung, dieser Krug und dieser Stein würden sie verstecken. Als dies geschehen war, warf sie sich, schon ruhiger geworden, auf die Knie und betete. Der Tag, welcher erst anbrach, ließ noch Finsterniß genug im Rattenloche zurück.

In diesem Augenblicke hörte man die Stimme des Priesters, diese höllische Stimme dicht neben der Zelle rufen: »Hierher, Hauptmann Phöbus von Chanteaupers.«

Bei diesem Namen und bei dieser Stimme, rührte sich die Esmeralda in ihrem Winkel. — »Rühre Dich nicht!« sagte Gudule.

Kaum hatte sie diese Worte gesprochen, als ein Lärm von Menschen, Degen und Pferden rings um die Zelle sich verbreitete. Die Mutter stand schnell auf, und stellte sich vor die Oeffnung hin, um sie zu verstopfen. Sie sah einen starken Haufen bewaffneter Männer zu Fuß und zu Pferde auf dem Greve-Platze in Reih und Glied aufgestellt. Derjenige, welcher

sie befehligte, stieg vom Pferde, und kam auf sie zu. — »Alte,« sagte dieser Mann, welcher grimmig aussah, »wir suchen eine Hexe, um sie zu hängen; man hat uns gesagt, Du hättest sie in Deiner Gewalt.«

Die arme Mutter nahm eine so gleichgültige Miene an, als ihr nur möglich war, und antwortete: »Ich weiß nicht recht, was Ihr wollt.«

Der Andere versetzte: »Tête-Dieu! was krächzte denn jener verrückte Archidiaconus. Wo ist er?«

»Gnädiger Herr,« sagte ein Soldat, »er ist verschwunden.«

»Nun, alte Närrin,« nahm der Commandant wieder das Wort, »lüge mir nichts vor. Man hat Dir eine Hexe zur Bewachung übergeben. Was hast Du mit ihr angefangen?«

Die Büßende wollte nicht Alles läugnen, aus Furcht, man möchte Argwohn schöpfen, und antwortete in einem verdrießlichen Tone: »Wenn Ihr von einem großen, jungen Mädchen sprecht, welche man mir vor kurzer Zeit überliefert hat, so muß ich Euch sagen, daß sie mich gebissen hat, und daß ich sie darauf losgelassen habe. Laßt mich in Ruhe.«

Der Befehlshaber machte ein verdrießliches Gesicht. »Lüge mir nichts vor, altes Gespenst,« versetzte er. »Ich heiße Tristan l'Hermite, und bin des Königs Gevatter. Tristan l'Hermite, hörst Du?« Er fügte noch hinzu, indem er sich rings auf dem Greve-Platze umsah: »das ist ein Name, welcher hier Echo hat.«

»Und wenn Ihr Satan l'Hermite wäret,« erwiederte Gudule, welche wieder Hoffnung schöpfte, »so könnte ich Euch nichts Anderes sagen; und ich habe gar keine Furcht vor Euch.«

»Tête-Dieu!« sagte Tristan, »das ist eine Gevatterin! Ha! das junge Mädchen hat sich gerettet! und wohin ist sie geflohen?«

Gudule antwortete in einem nachlässigen Tone: »Durch die Straße du Mouton, glaube ich.«

Tristan drehte seinen Kopf um, und gab seiner Truppe ein Zeichen, sich wieder auf den Marsch zu begeben. Die Büßende athmete wieder freier.

»Gnädiger Herr,« sagte plötzlich ein Häscher, »fragt doch einmal die alte Hexe, warum die Stäbe ihrer Luke so losgerissen sind.«

Diese Frage brachte die Angst wieder in das Herz der unglücklichen Mutter zurück. Je-

doch verlor sie nicht alle Gegenwart des Geistes. — »Sie sind immer so gewesen,« stammelte sie.

»Bah!« versetzte der Häscher, »gestern noch bildeten sie ein schönes schwarzes Kreuz, welches Einem andächtige Gedanken einflößte.«

Tristan warf einen schielenden Blick auf die Eingemauerte: »Ich glaube, die Gevatterin geräth in Verwirrung.«

Die Unglückliche fühlte, daß Alles von ihrer guten Haltung abhing; und obgleich sie den Tod im Innern hatte, fing sie an zu grinsen. — »Bah!« sagte sie, »der Kerl ist betrunken. Vor länger als einem Jahre stieß das Hintertheil eines Karrens mit Steinen in meine Luke, und warf das Gitter ein. Wie habe ich noch den Fuhrmann ausgescholten.«

»Das ist wahr,« sagte ein anderer Häscher, »ich war dabei.«

Es finden sich überall Leute, welche Alles gesehen haben. Dieses unerwartete Zeugniß belebte die Unglückliche wieder, welche diese Fragen über einen Abgrund auf der Schneide eines Messers geführt hatte.

Aber sie war einmal zu einem fortwährenden Wechsel der Hoffnung und der Furcht verdammt.

»Wenn es ein Karren gethan hat,« versetzte der erste Soldat, »so müßten die Eisenstäbe nach innen hineingestoßen sein, während sie doch nach außen zu gebogen sind.«

»Ei! Ei!« sagte Tristan zu dem Soldaten, »Du hast eine Nase, wie ein Untersuchungsrichter im Châtelet. Antworte auf das, was er sagt, Alte.«

»Mein Gott!« rief sie, fast mit dem Tode ringend, und mit einer wider ihren Willen von Thränen erstickten Stimme, »ich schwöre es Euch, gnädiger Herr, ein Karren hat diese Stäbe zerbrochen. Ihr hört ja selbst, daß der Mann da es gesehen hat. Und dann, was hat das mit der Zigeunerin zu thun?«

»Hm!« brummte Tristan. — »Teufel!« nahm der Soldat, durch das Lob des Prosoß ermuntert, wieder das Wort, »der Bruch des Eisens ist noch ganz frisch!«

Tristan warf den Kopf zurück. Sie erblaßte. »Wie lange, sagtet Ihr doch, ist es her mit jenem Karren?«

»Vier Wochen, vierzehn Tage vielleicht, gnädiger Herr. Ich weiß es nicht mehr.«

»Sie hat zuerst gesagt, es wäre vor länger als einem Jahre geschehen,« bemerkte der

Soldat. — »Das sind faule Fische,« sagte der Profoß.

»Gnädiger Herr,« rief sie, noch immer an die Luke gedrängt, und zitternd, der Argwohn möchte sie dahin treiben, daß sie den Kopf hineinsteckten, und in die Zelle hineinsähen; »gnädiger Herr, ich schwöre es Euch zu, es ist ein Karren gewesen, welcher dieses Gitter zerschmettert hat. Ich schwöre es Euch bei den Engeln des Paradieses. Wenn es kein Karren gewesen ist, so will ich ewig verdammt sein, und meinen Gott verläugnen.«

»Du bist ja sehr hitzig bei Deinem Schwören!« sagte Tristan mit seinem Inquisitor-Blicke.

Das arme Weib fühlte, wie ihre Zuversicht immer mehr und mehr dahin schwand. Sie war im Begriff, Mißgriffe zu machen, und sie sah ein, daß sie nicht sagte, was sie hätte sagen müssen.

Hier kam ein anderer Soldat dazu, und rief: »Gnädiger Herr, das alte Weib lügt. Die Hexe hat sich nicht durch die Straße du Mouton gerettet. Die Kette der Straße ist die ganze Nacht ausgespannt gewesen, und der Kettenwächter hat Niemand vorbeikommen sehen.«

Tristan, dessen Physiognomie mit jedem Augenblicke finsterer wurde, fragte die Eingemauerte: »Was hast Du darauf zu erwiedern?«

Sie versuchte es noch einmal, diesem neuen Anfall die Spitze zu bieten: »Daß ich es nicht weiß, gnädiger Herr, daß ich mich habe irren können. Ich glaube, sie ist wirklich über das Wasser gegangen.«

»Das ist die entgegengesetzte Seite,« sagte der Profoß. »Jedoch hat es nicht den Anschein, als ob sie wieder in die Cité hätte zurückkehren wollen, wo man sie verfolgte. Du lügst, Alte!«

»Und dann,« fügte der erste Soldat hinzu, ist weder an dieser, noch an der andern Seite des Wassers ein Kahn zu sehen.«

»Sie wird wohl hindurchgeschwommen sein,« erwiederte die Eingemauerte, indem sie ihr Terrain Schritt vor Schritt vertheidigte.

»Seit wann schwimmen denn die Frauenzimmer?« sagte der Soldet.

»Tête-Dieu! Alte! Du lügst! Du lügst!« versetzte Tristan zornig. »Ich habe große Lust, die Hexe laufen zu lassen, und Dich mitzunehmen. Eine Viertelstunde auf die Folter wird wohl die Wahrheit aus Dir herauslocken. Komm, Du sollst uns folgen.«

Sie faßte diese Worte begierig auf. — »Wie Ihr wollt, gnädiger Herr. Thut es nur. Die Folter. Ich bin wohl damit zufrieden. Führt mich ab. Schnell, schnell! laßt uns sofort abziehen.« — Während der Zeit, dachte sie, wird meine Tochter sich retten.

»Mort-Dieu!« sagte der Profoß, »die hat große Lust zur Folter! Ich begreife nichts an dieser Tollen.«

Ein alter Sergent von der Nachtwache mit greisem Kopfe trat aus Reih' und Glied hervor, und sagte zum Profoß: »Toll ist sie in der That, gnädiger Herr! Wenn sie die Zigeunerin losgelassen hat, so ist es nicht ihre Schuld, denn sie liebt die Zigeunerinnen nicht. Seit funfzehn Jahren mache ich die Runde, und alle Abende höre ich, wie sie die Zigeuner unaufhörlich verwünscht. Wenn die, welche wir verfolgen, wie ich glaube, die kleine Straßen-Tänzerin ist mit der Ziege, so verabscheut sie diese vorzüglich.«

Gudule sagte mit Anstrengung: »Ja, diese vorzüglich.«

Das einstimmige Zeugniß der Leute von der Nachtwache bestätigte in den Augen des Profoß die Aussage des alten Sergenten. Tristan

l'Hermite, welcher die Hoffnung aufgab, von der Eingemauerten Etwas herauszubekommen, drehte ihr den Rücken zu, und sie sah, mit unaussprechlicher Angst, wie er langsam auf sein Pferd zu ging. — »Frisch,« sagte er, »auf den Marsch! wir wollen die Nachforschung wieder anfangen. Ich werde kein Auge zuthun, ehe nicht die Zigeunerin gehangen ist.«

Unterdessen zauderte er noch einige Augenblicke, ehe er sein Pferd bestieg. Gudule schwebte zwischen Tod und Leben, als sie ihn rings auf den Platz einen unruhigen Blick umher werfen sah, wie ein Jagdhund, welcher in seiner Nähe das Lager des Thieres spürt, und sich nicht vom Platze entfernen will. Endlich schüttelte er mit dem Kopfe und sprang in seinen Sattel. Das so furchtbar zusammengepreßte Herz Gudule's erweiterte sich, und sie sagte mit leiser Stimme, indem sie einen Blick auf ihre Tochter warf, welche sie, so lange jene da waren, noch nicht gewagt hatte, anzusehen: »Gerettet!«

Das arme Kind war die ganze Zeit hindurch in seinem Winkel geblieben, ohne sich zu rühren, mit dem Gedanken an den ihr bevorstehenden Tod. Sie hatte kein Wort von der Scene zwischen Gudule und Tristan verloren,

und jede Angst ihrer Mutter hatte sie mit empfunden. Sie hatte jedes Knacken des Fadens empfunden, an welchem sie über dem Abgrunde schwebte; zwanzig Mal hatte sie geglaubt, jetzt würde er reißen, und jetzt endlich fing sie wieder an, festen Boden unter sich zu fühlen. — In diesem Augenblicke hörte sie eine Stimme, welche zum Profoß sagte: »Corboeuf! Herr Profoß, meine Sache ist es nicht, Hexen zu hängen. Da unten gibt es noch Gesindel auseinanderzutreiben. Ich überlasse Euch Eure Arbeit. Ihr werdet es billigen, daß ich zu meiner Compagnie zurückkehre, weil sie ohne Hauptmann ist.« — Diese Stimme war die Stimme Phöbus von Chanteaupers. Was in dem jungen Mädchen jetzt vorging, ist unerklärlich. Er war also da, ihr Freund, ihr Beschützer, ihre Stütze, ihre Zuflucht, ihr Phöbus! Sie stand auf, und ehe ihre Mutter sie daran hatte verhindern können, hatte sie sich über die Luke hergeworfen mit dem Geschrei: »Phöbus! Zu mir, mein Phöbus!«

Phöbus war nicht mehr da. Er war eben im Galop um die Ecke der Straße de la Coutellerie herumgeritten. Aber Tristan war noch nicht fort.

Die Eingemauerte warf sich mit einem Schrei des Entsetzens über ihre Tochter hin. Sie zog sie gewaltsam zurück, indem sie ihre Nägel in ihren Hals grub. Eine Mutter, die zur Tigerin geworden, sieht sich nicht vor. Aber es war zu spät. Tristan hatte sie gesehen.

»Ei, Ei!« rief er mit einem Lächeln, welches alle seine Zähne hervortreten ließ und seinem Gesichte die Aehnlichkeit einer Wolfsschnauze gab, »zwei Mäuse in einer Falle!«

»Ich dachte es wohl,« sagte der Soldat. Tristan klopfte ihm auf die Schulter: »Du bist eine gute Katze! — Frisch,« fügte er hinzu, »wo ist Henriet Cousin?«

Ein Mann, welcher weder die Kleidung, noch die Miene eines Soldaten hatte, trat aus den Gliedern hervor. Er trug einen halb grauen, halb braunen Anzug, glatt anliegendes Haar, lederne Aermel und ein Bündel Stricke in seiner plumpen Hand. Dieser Mensch begleitete Tristan überall hin, welcher wiederum immer in Ludwigs XI. Gesellschaft war.

»Freund,« sagte Tristan l'Hermite, »ich vermuthe, die Hexe, welche wir suchen, ist hier. Du sollst mir sie hängen. Hast Du Deine Leiter?«

»Unter dem Schoppen des Pfeilerhauses ist eine,« antwortete jener. »Sollen wir an dieser Gerichtsstätte die Sache abmachen?« fuhr er fort, indem er auf den steinernen Galgen zeigte. — »Ja.« — »Hoho!« versetzte der Mensch mit einem noch bestialischern Gelächter als das des Profoß war, »da haben wir es nicht weit.«

»Beeile Dich,« sagte Tristan, »Du kannst nachher lachen.«

Die Eingemauerte hatte unterdessen, seitdem Tristan ihre Tochter gesehen und alle Hoffnung ihr entschwunden war, noch kein Wort gesagt. Sie hatte die arme Zigeunerin halb todt in den Winkel der Zelle zurückgeworfen und sich wieder an die Oeffnung gestellt, wobei sie ihre beiden Hände wie zwei Klauen an die Ecke der Einfassung stützte. In dieser Stellung warf sie ihre Blicke, welche wieder wahnsinnig geworden waren, mit unerschrockenem Muthe auf die Soldaten. In dem Augenblicke, wo Henriet Coustou sich der Zelle näherte, machte sie ihm ein so wildes Gesicht zu, daß er zurücktrat.

»Gnädiger Herr,« sagte er, zum Profoß zurückgehend, »welche soll ich denn hängen?«

»Die Junge.« — »Desto besser. Denn

der Alten scheint man schwer beikommen zu können.«

»Die arme kleine Tänzerin mit der Ziege!« sagte der alte Sergent von der Wache. Henriet Cousin trat der Luke wieder näher. Das Auge der Mutter machte, daß er das seinige niederschlagen mußte. Er sagte ziemlich furchtsam: »Liebe Frau ...«

Sie unterbrach ihn mit leiser, vor Wuth erstickter Stimme: »Was willst Du?«

»Von Euch will ich nichts,« sagte Jener; »mit der Andern habe ich es zu thun.«

»Mit welcher Andern?« — »Mit der Jungen.«

Sie fing an, ihren Kopf zu schütteln, indem sie rief: »Hier ist Niemand! Hier ist Niemand!« — »Doch!« erwiederte der Henker, »Ihr wißt es wohl. Laßt mich die Junge fassen, Euch will ich nichts zu Leide thun.«

Sie sagte mit einem seltsamen Lächeln: »Ha! mir willst Du nichts zu Leide thun!«

»Ueberlaßt mir die Andere, liebe Frau; der Herr Profoß will es haben.«

Sie wiederholte mit einer wahnsinnigen Miene: »Hier ist Niemand.«

»Und ich sage, es ist doch noch Eine dar-

innen,« erwiederte der Henker; »wir Alle haben es ja gesehen, daß Ihr Eurer zwei seid.«

»Sieh doch genauer zu!« sagte die Eingemauerte grinsend. »Stecke Deinen Kopf durch die Luke.«

Der Henker prüfte die Nägel der Mutter und wagte es nicht.

»Mach fort!« rief Tristan, welcher seine Soldaten rings um das Rattenloch im Kreise aufgestellt hatte und zu Pferde neben dem Galgen hielt.

Henriet ging, ganz in Verlegenheit, noch einmal zum Profoß zurück. Er hatte seinen Strick zur Erde gelegt und drehte mit linkischer Geberde seinen Hut in seinen Händen. »Gnädiger Herr,« fragte er, »wo soll ich hineinkommen?«

»Durch die Thür.« — »Die ist nicht da.« — »Durch das Fenster.« — »Es ist zu eng.« — »Erweitere es,« sagte Tristan zornig. »Hast Du keine Spitzhämmer?«

Die Mutter sah aus ihrer Höhle zu. Sie hoffte nichts mehr; sie wußte nicht, was sie wollte; aber sie wollte nicht zugeben, daß man ihr ihre Tochter nähme.

Henriet Cousin holte den Kasten mit Hand-

werkszeug aus dem Schoppen des Pfeilerhauses. Er brachte zugleich die doppelte Leiter mit, welche er sofort an den Galgen stellte. Fünf bis sechs Leute des Profoß bewaffneten sich mit Hauen und Brecheisen und Tristan ging mit ihnen auf die Luke los.

»Alte,« sagte der Profoß in einem strengen Tone, »liefere uns das Mädchen gutwillig aus.« Sie sah ihn an, als ob sie nicht verstände, was er wollte.

»Tête-Dieu!« nahm Tristan wieder das Wort, »was willst Du denn diese Hexe hindern, sich hängen zu lassen, nach dem Beschlusse des Königs?«

Die Unglückliche lachte wild auf: »Was ich dabei habe? Es ist meine Tochter.« — Der Ton, mit welchem sie dieses Wort aussprach, machte Henriet Cousin selbst schaudern.

»Das thut mir sehr leid,« versetzte der Profoß; »allein es ist einmal des Königs Wille.« Sie verdoppelte ihr furchtbares Lachen: »Was geht mich Dein König an? Ich sage Dir, es ist meine Tochter.«

»Brecht die Mauer ein!« gebot Tristan.

Um eine hinreichend große Oeffnung hineinzumachen, brauchte man nur eine Lage Steine

unter der Luke loszubrechen. Als die Mutter hörte, wie die Hacken und Brecheisen ihre Festung bearbeiteten, stieß sie ein furchtbares Geschrei aus; dann lief sie mit einer schrecklichen Geschwindigkeit in ihrer Höhle rings umher, wie ein wildes Thier in seinem Käfig. Sie sagte nichts mehr; aber ihre Augen flammten. Die Soldaten waren im Innersten ihres Herzens zu Eis erstarrt.

Plötzlich ergriff sie ihren Stein, lachte auf und warf ihn mit beiden Händen auf die Arbeiter. Der schlecht geworfene Stein (ihre Hände zitterten) traf Niemand und rollte bis unter die Füße von Tristans Pferd. Sie knirschte mit den Zähnen.

Unterdessen wurde es heller Tag, obgleich die Sonne noch nicht aufgegangen war. Ein schönes Roth erglänzte auf den alten Schornsteinen des Pfeilerhauses. Schon öffneten sich hier und da einige Fenster. Einige Landleute, einige Obsthändler, welche auf ihren Eseln nach den Hallen zuritten, kamen quer über den Greve-Platz; sie blieben einen Augenblick vor dieser Soldatengruppe stehen, welche das Rattenloch umstellt hielt, betrachteten sie voll Erstaunen und gingen weiter.

Die Eingemauerte hatte sich neben ihre Tochter hingesetzt, bedeckte sie mit ihrem Körper und betrachtete das arme Kind, welches sich nicht rührte und mit leiser Stimme: »Phöbus! Phöbus!« flüsterte. Je mehr die Arbeit vorzurücken schien, wich die Mutter mechanisch zurück und drängte ihre Tochter immer dichter an die Mauer. Plötzlich sah sie die Steine sich bewegen und hörte Tristans Stimme, welche die Arbeiter ermunterte. Darauf erhob sie sich plötzlich aus der Niedergeschlagenheit, in welche sie seit einigen Momenten versunken war; sie sprach, und während sie sprach, wurde ihre Stimme schneidend wie eine Säge; bald stotterte sie, als wenn alle Verwünschungen sich auf ihre Lippen zusammengedrängt hätten, um auf einmal loszubrechen. — »Ho! Ho! Ho! Das ist schrecklich! Ihr seid Räuber! Wollt Ihr mir wirklich meine Tochter nehmen? Ich sage Euch, es ist meine Tochter! O, die Henkersknechte! die schändlichen Mörder! Hülfe! Hülfe! Feuer! Aber wollen sie mir wirklich so mein Kind hängen? Gibt es denn keinen Gott mehr?«

Darauf wandte sie sich an Tristan, mit unstetem Blicke, schäumend, mit aufgesträubten Haaren und ausgespreizten Händen, wie eine Pantherin: »Tritt einmal näher und nimm

mir mein Kind! Verstehst Du nicht, daß dieses Weib zu Dir sagt, es sei ihre Tochter? Weißt Du, was das sagen will, wenn man ein Kind hat? Hast Du, Luchs, niemals Kinder gehabt? Und wenn Du welche hast, fühlst Du nichts in Deinem Innern sich regen, wenn sie schreien?«

»Laßt den Stein nieder,« sagte Tristan, »er hält nicht mehr.«

Die Brechstangen hoben den schweren Stein in die Höhe. Dies war, wie wir gesagt haben, die letzte Schutzwehr der Mutter. Sie warf sich darüber her; sie wollte ihn zurückhalten; sie kratzte mit ihren Nägeln in den Stein; aber der schwere Stein, welchen sechs Männer in Bewegung setzten, entglitt ihr und rutschte langsam auf den Brechstangen auf die Erde hinunter.

Als die Mutter den Eingang geöffnet sah, warf sie sich quer vor der Oeffnung nieder, indem sie die Bresche mit ihrem Körper ausfüllte, rang ihre Arme, stieß ihren Kopf auf den Steinboden und rief mit einer vor Anstrengung so heisern Stimme, daß man sie kaum hörte: »Hülfe! Feuer! Feuer!«

»Jetzt ergreift die Tochter,« sagte Tristan noch immer fühllos.

Die Mutter sah die Soldaten auf eine so

furchtbare Weise an, daß sie eher Lust hatten, zurückzuweichen, als vorwärts zu dringen.

»Nur zu,« sagte der Profoß. »Henriet Cousin voran!«

Niemand that einen Schritt. Der Profoß fluchte: »Tête Christ! meine Kriegsleute fürchten sich vor einem Weibe!«

»Gnädiger Herr,« sagte Henriet, »das nennt Ihr ein Weib!«

»Sie hat eine Löwenmähne,« sagte ein Anderer.

»Frisch!« erwiederte der Profoß; »das Loch ist breit genug. Dringt hinein wie in die Bresche von Pontoise. Macht ein Ende, beim Mahomet! Den Ersten, der zurückweicht, haue ich in Stücke!«

Die Soldaten, welche so zwischen zwei Feuern standen, besannen sich einen Augenblick, dann faßten sie ihren Entschluß und rückten auf die Zelle los.

Als die Eingemauerte das sah, richtete sie sich plötzlich auf ihren Knien in die Höhe, strich ihre Haare aus dem Gesicht und ließ ihre magern Hände auf ihre Schenkel zurückfallen. Darauf flossen dicke Thränen aus dem einen ihrer Augen; sie flossen in einer Falte auf ihren Backen hinunter, wie ein Strom in dem Bette,

welches er sich ausgehöhlt hat. Zu gleicher Zeit fing sie an zu sprechen, aber mit einer so flehenden, so sanften, so demüthigen und zum Herzen dringenden Stimme, daß aus Tristans Umgebung mehr als ein alter Eisenfresser sich die Augen trocknete.

»Gnädige Herren! Herren Soldaten, ein Wort! Es ist Etwas, das ich Euch sagen muß! Dies ist meine Tochter, seht Ihr? Meine liebe, kleine Tochter, welche ich verloren hatte! Hört mich an. Es ist eine Geschichte. Denket Euch doch, daß ich die Herren Soldaten sehr gut kenne. Sie sind immer so gütig gegen mich gewesen in der Zeit, als die kleinen Knaben mit Steinen nach mir warfen, weil ich ein verliebtes Leben führte. Nicht wahr? Ihr werdet mir mein Kind lassen, wenn Ihr es erfahrt! Ich bin ein armes Freudenmädchen. Die Zigeunerinnen haben sie mir gestohlen. Ihren Schuh habe ich sogar funfzehn Jahre lang aufgehoben. Wartet; da ist er! Solch' einen Fuß hatte sie. Zu Rheims! Die Chantefleurie! Auf der Straße Folle-peine! Ihr habt sie vielleicht gekannt. Das war ich. In Eurer Jugend, da war es eine schöne Zeit, man verlebte schöne Viertelstunden. Ihr werdet Mitleiden mit mir haben, nicht wahr, gnädige Herren? Die Zi-

geunerinnen haben sie mir gestohlen, haben sie funfzehn Jahre vor mir verborgen. Ich hielt sie für todt. Denket Euch einmal, meine lieben Freunde, ich glaubte, sie wäre todt. Funfzehn Jahre habe ich hier verlebt, hier in diesem Keller, im Winter ohne Feuer. Das ist hart. Der arme, liebe, kleine Schuh! Ich habe so viel geschrien, daß der liebe Gott mich erhört hat. In dieser Nacht hat er mir meine Tochter zurückgegeben. Es ist ein Wunder des lieben Gottes. Sie war nicht todt. Ihr werdet sie mir nicht nehmen, ich weiß es. Wenn ich es noch wäre, dann würde ich kein Wort sagen; aber sie, ein Mädchen von sechzehn Jahren! Laßt Ihr doch erst Zeit, die Sonne zu sehen! — Was hat sie Euch gethan? Gar nichts. Ich auch nicht. Wenn Ihr wüßtet, daß ich nur sie noch habe, daß ich alt bin, daß es ein Segen ist, den mir die heilige Jungfrau schickt. Und dann seid Ihr ja Alle so gut! Ihr wußtet nur nicht, daß es meine Tochter war; aber jetzt wißt Ihr es. Ach! ich liebe sie so sehr! Herr Ober-Profoß! ich wollte lieber ein Loch in mein Herz haben, als eine Schramme an ihrem Finger sehen! Ihr seht ja ganz aus wie ein guter Herr! Was ich Euch da sage, das erklärt Euch die Sache, nicht wahr? Ach! wenn Ihr eine

Mutter gehabt habt, gnädiger Herr! Ihr seid der Hauptmann, lasset mir mein Kind! Seht doch, ich bitte Euch auf den Knien darum, wie man zu Jesus Christus betet! Ich verlange von Niemand etwas; ich bin aus Rheims, gnädige Herren! ich habe dort ein kleines Stück Land von meinem Oheim Mahiet Pradon. Ich bin keine Bettlerin. Ich verlange nichts, aber ich will mein Kind behalten! Der liebe Gott, welcher der Herr über das Alles ist, hat es mir nicht umsonst wieder gegeben! Der König! sagt Ihr. O, das wird dem gewiß kein Vergnügen machen, daß man meine kleine Tochter tödtet! Und dann ist der König so gut! Es ist meine Tochter! Meine Tochter! Sie gehört nicht dem Könige, nicht Euch! Ich will fortziehen! wir wollen weg von hier! Nicht wahr, zwei Frauenzimmer, welche vorbeiziehen, von denen die Eine die Mutter, die Andere die Tochter ist, die läßt man ziehen! Lasset uns ziehen! wir sind aus Rheims! Ach, Ihr seid so gut, Ihr Herren Soldaten; ich habe Euch Alle so lieb. Ihr werdet mir meine liebe Kleine nicht nehmen, das ist nicht möglich! Nicht wahr, das ist durchaus unmöglich? Mein Kind! Mein Kind!«

Wir können keine Beschreibung liefern von

ihren Geberden, von ihrem Tone, von den Thränen, welche ihre Worte begleiteten, von ihren gefalteten und gerungenen Händen, von dem wahnsinnigen Lächeln, den Seufzern und Aechzen, dem kläglichen und durchdringenden Geschrei, welche sie unter diese abgerissenen, tollen Worte mischte. Als sie schwieg, runzelte Tristan l'Hermite die Stirn, aber bloß um eine Thräne zu verbergen, welche seinem Tiger-Auge entfiel. Er überwand jedoch diese Schwäche, und sagte in einem kurzen Tone: »Der König will es.«

Darauf neigte er sich zu Henriet Cousins Ohr, und sagte ganz leise zu ihm: »Mach schnell ein Ende.« — Der furchtbare Prosoß fühlte vielleicht auch, daß ihm das Herz einen Streich zu spielen drohte.

Der Henker und die Gerichtsdiener drangen in die Zelle hinein. Die Mutter leistete gar keinen Widerstand; nur schleppte sie sich nach ihrer Tochter hin, und warf sich mit ihrem ganzen Körper über sie her. Die Zigeunerin sah die Soldaten näher kommen. Der Schrekken des Todes belebte sie wieder: — »Mutter, Mutter!« schrie sie mit einem unaussprechlich unglücklichen Tone, »sie kommen! Vertheidigt mich!«

»Ja, meine Liebe, ich vertheidige Dich!« antwortete die Mutter mit einer gebrochenen Stimme, und indem sie sie fest in ihre Arme drückte, bedeckte sie sie mit Küssen. Indem sie so alle Beide auf der Erde lagen, zeigten sie ein Schauspiel, das Mitleiden verdiente.

Henriet Cousin faßte das junge Mädchen unter ihren schönen Schultern mitten um den Leib. Als sie die Berührung dieser Hand fühlte, seufzte sie noch einmal auf, und fiel in Ohnmacht. Der Henker, welchem eine dicke Thräne nach der andern entfiel, wollte sie in seinen Armen wegtragen. Er versuchte, die Mutter loszumachen, welche ihre Arme um den Gürtel ihrer Tochter zusammengefaltet hatte; aber sie hatte sich so fest an ihr Kind geklammert, daß es unmöglich war, sie davon loszumachen. Darauf schleppte Henriet Cousin das junge Mädchen nebst ihrer Mutter aus der Zelle hinaus. Die Mutter hatte ebenfalls ihre Augen geschlossen.

Die Sonne ging in diesem Augenblicke auf, und auf dem Platze stand ein ziemlich großer Haufen Volkes, welcher aus der Ferne die Scene mit ansah. Denn der Profoß Tristan pflegte bei Executionen die Zuschauer fern zu halten.

An den Fenstern stand Niemand. Man sah

bloß in der Ferne auf der Spitze des Thurms von Notre-Dame, welcher den Greve-Platz beherrscht, zwei schwarz gekleidete Menschen, welche unverwandten Blicks herzusehen schienen.

Henriet Cousin blieb mit seiner Last am Fuße der verhängnißvollen Leiter stehen, und kaum athmend (so sehr hatte die Sache ihn ergriffen) schlang er den Strick um den schönen Hals des Mädchens. Die Unglückliche fühlte die schreckliche Berührung des hanfenen Stricks. Sie schlug ihre Augenlieder auf, und erblickte den über ihr ausgestreckten Arm des steinernen Galgens. Dann schüttelte sie sich, und schrie mit lauter, herzzerreißender Stimme: »Nein! Nein! Ich will nicht!« Die Mutter, deren Kopf unter den Kleidungsstücken ihrer Tochter versteckt war, sagte kein Wort; man sah nur ihren ganzen Körper beben, und hörte, wie sie die Küsse verdoppelte, mit welcher sie ihr Kind herzte. Der Henker benutzte diesen Augenblick, um schnell die Arme loszumachen, mit welchen sie die Delinquentin umstrickt hielt. War es Erschöpfung oder Verzweiflung, sie ließ es zu. Darauf nahm er das junge Mädchen auf seine Schultern, von wo das reizende Wesen über seinem breiten Kopf herabhing. Dann setzte er seinen Fuß auf die Leiter, um hinaufzusteigen.

In diesem Augenblicke schlug die auf dem Boden liegende Mutter ihre Augen auf. Ohne einen Schrei auszustoßen, richtete sie sich mit einem schrecklichen Ausdruck auf; dann stürzte sie sich, wie ein Thier auf seine Beute, über die Hand des Henkers her, und biß ihn. Dies geschah schnell wie ein Blitz. Der Henker heulte vor Schmerz. Man eilte herbei, riß mit Mühe seine blutende Hand aus ihren Zähnen. Sie beobachtete ein tiefes Stillschweigen. Man stieß sie mit Härte zurück, und bemerkte, daß ihr Kopf plump auf das Pflaster hinschlug. Man hob sie wieder auf, sie fiel von Neuem zurück. Sie war todt.

Der Henker, welcher das junge Mädchen nicht losgelassen hatte, stieg wieder auf die Leiter hinauf.

II.

La creatura bella bianco vestita. *Dante.*

Als Quasimodo sah, daß die Zelle leer war, daß die Zigeunerin sich nicht mehr dort befand, daß, während er sie vertheidigte, man sie entführt hatte, faßte er mit beiden Händen seine Haare, lief vor Erstaunen und Schrecken umher, suchte die Zigeunerin in der ganzen Kirche, heulte in allen Mauerwinkeln, indem er seine rothen

Haare auf dem Boden herumstreute. Dies war gerade der Augenblick, wo die Leute des Königs siegreich in Notre-Dame eindrangen, ebenfalls die Zigeunerin suchend. Quasimodo half ihnen dabei, ohne ihre Absichten zu ahnen; er glaubte, die Feinde der Zigeunerin wären die Gauner. Er führte selbst Tristan l'Hermite in alle möglichen Verstecke, öffnete ihm die geheimen Thüren, die doppelte Wand des Hochaltars, die geheimen Sacristeien. Wenn die Unglückliche sich noch dort befunden hätte, so hätte er sie ausgeliefert. Als Tristan des Suchens müde geworden war, da er nichts fand, fuhr Quasimodo fort, sie ganz allein zu suchen. Er machte wohl zwanzig, ja hundert Mal den Weg durch die Kirche, von der Länge in die Breite, von oben bis unten, auf- und absteigend, umherlaufend, rufend und schreiend, steckte seinen Kopf in alle Löcher, und seine Fackel unter alle Gewölbe. Ein Männchen, das sein Weibchen verloren hat, ist nicht mehr außer sich. Endlich, als er ganz sicher war, daß sie nicht mehr dort, daß es um sie geschehen war, daß man sie ihm geraubt hatte, stieg er langsam die Thurmtreppe hinauf, dieselbe Treppe, welche er mit so viel Eifer und Triumph an dem Tage ihrer Rettung erstiegen hatte. Er ging durch dieselben

Oerter mit gesenktem Haupte, stumm, ohne Thränen, fast ohne zu athmen. Die Kirche war von Neuem öde, und wieder in ihre alte Stille versunken. Die Bogenschützen hatten sie verlassen, um die Hexe in der Cité zu suchen. Quasimodo, welcher allein in der ungeheuern Kirche zurückgeblieben war, schlug den Weg nach der Zelle ein, worin die Zigeunerin so viele Nächte unter seiner Obhut geschlafen hatte. Als er sich derselben näherte, bildete er sich ein, daß er sie dort vielleicht wiederfinden könnte. Als er auf dem Wege der Gallerie, welche über das Dach der Seitengewölbe die Aussicht hat, das enge Gemach bemerkte mit seinem kleinen Fenster und seiner kleinen Thür, welches unter einem Strebepfeiler, wie ein Nest unter einem Zweige angebracht war, wurde es dem armen Menschen ganz schwach um's Herz, und er lehnte sich gegen einen Pfeiler, um nicht umzufallen. Er bildete sich ein, daß sie vielleicht zurückgekehrt wäre, daß ein guter Genius sie ohne Zweifel dahin zurückgeführt hätte, daß jenes Kämmerchen zu ruhig, zu sicher und zu reizend wäre, als daß sie nicht dort wäre, und er wagte keinen Schritt weiter zu thun, aus Furcht, seine Täuschung zu stören. — »Ja,« sprach er bei sich, »sie schlummert vielleicht, oder betet. Wir wollen

sie nicht stören.« — Endlich nahm er seinen Muth zusammen, ging auf der Spitze der Zehen, sah hinein, trat ein. Leer! Die Zelle blieb immer leer. Der unglückliche Taube ging mit langsamen Schritten darin umher, hob das Bett auf, und sah darunter, als ob sie zwischen dem Fußboden und der Matratze versteckt sein könnte; dann schüttelte er den Kopf und blieb stumpfsinnig stehen. Plötzlich zertrat er seine Fackel wüthend mit dem Fuße, und ohne ein Wort zu sagen, ohne einen Seufzer auszustoßen, stürzte er sich mit dem Kopfe gegen die Mauer, und fiel ohnmächtig zur Erde.

Als er zu sich selbst kam, warf er sich auf das Bette, wälzte sich darauf herum, küßte mit Wahnsinn die noch warme Stelle, wo das junge Mädchen geschlafen hatte; blieb daselbst einige Minuten unbeweglich liegen, als ob er dort sterben wollte; dann stand er wieder auf, im Schweiß gebadet, keuchend, sinnlos, und fing an, mit seinem Kopfe gegen die Mauer anzurennen, mit der schrecklichen Regelmäßigkeit eines Glockenklöppels, und der Entschlossenheit eines Menschen, welcher sich ihn zerschmettern will. Endlich fiel er zum zweiten Male erschöpft nieder; schleppte sich auf den Knien aus der Zelle hinaus, und kauerte sich der Thür gegenüber nie-

der, in der Stellung dumpfen Staunens. So blieb er länger als eine Stunde, ohne eine Bewegung zu machen, das Auge auf die verlassene Zelle gerichtet, düsterer und nachdenkender als eine Mutter, welche zwischen einer leeren Wiege und einem vollen Sarge sitzt. Er sprach kein Wort; nur bewegte in langen Zwischenräumen ein Schluchzen seinen ganzen Körper auf eine gewaltsame Art, aber ein Schluchzen ohne Thränen, wie die Blitze des Sommers, welche keinen Donner haben.

Damals scheint es, als ob er, indem er trostlos darüber nachdachte, wer der Räuber der Zigeunerin sein könnte, an den Archidiaconus dachte. Er erinnerte sich, daß Don Claude allein einen Schlüssel zu der Treppe hatte, welche nach der Zelle führte; er erinnerte sich seiner nächtlichen Ueberfälle, des ersten, bei welchem ihm Quasimodo geholfen, und des zweiten, wobei er ihm im Wege gestanden hatte. Er erinnerte sich an tausend kleine Umstände, und zweifelte nicht mehr daran, daß der Archidiaconus ihm die Zigeunerin weggenommen hatte. Jedoch seine Ehrfurcht vor dem Priester, seine Erkenntlichkeit, Ergebenheit und Liebe gegen diesen Mann, hatten so tiefe Wurzeln in seinem Herzen geschlagen, daß sie sogar in diesem Augenblicke

den Nägeln der Eifersucht und Verzweiflung widerstanden.

Er dachte daran, daß der Archidiaconus es gethan hätte, und der Haß bis zum Tode, den er gegen jeden Andern empfunden haben würde, verwandelte sich von dem Augenblicke an, wo es sich um Claude Frollo handelte, in noch größern Schmerz.

In dem Augenblicke, wo sein Gedanke auf den Priester fiel, und die Morgenröthe gerade die Strebepfeiler erhellte, sah er im obern Stock von Notre-Dame, auf der Krümmung, welche das äußere Geländer über derselben machte, eine umhergehende Gestalt. Er erkannte sie. Es war der Archidiaconus. Claude ging mit langsamen Schritten einher. Er sah im Gehen nicht vor sich nieder, auch nicht nach dem nördlichen Thurme hin, sondern sein Gesicht war nach der Seite gedreht, nach dem rechten Ufer der Seine, und er hielt den Kopf in die Höhe, als ob er sich bestrebt hätte, Etwas über die Dächer hinaus zu sehen. Der Uhu hat oft diese schräge Richtung. Er fliegt auf einen Punkt zu, und sieht nach einem andern hin. Der Priester ging so über Quasimodo's Kopfe vorüber, ohne ihn zu sehen.

Der Taube, welchen diese plötzliche Erscheinung starr gemacht hatte, sah ihn unter der Thür

zur Treppe des nördlichen Thurms verschwunden. Der Leser weiß, daß dieses der Thurm ist, von wo man das Stadthaus sieht. Quasimodo stand auf und folgte dem Archidiaconus.

Er stieg die Treppe des nördlichen Thurms hinauf, um zu erfahren, warum der Priester da hinanstieg. Uebrigens wußte der arme Läuter nicht, was er thun, was er sagen wollte. Er war wüthend und zugleich furchtsam. Der Archidiaconus und die Zigeunerin kämpften in seinem Herzen mit einander.

Als er auf die Spitze des Thurms gekommen war, untersuchte er erst vorsichtig, wo sich der Priester befand, ehe er aus dem Dunkel der Treppe auf die Plateform hinaustrat. Der Priester drehte ihm den Rücken zu. Hier ist ein durchbrochenes Geländer, welches die Plateform des Thurms einfaßt. Der Priester, dessen Augen über die Stadt hinblickten, stützte sich gerade auf die Seite dieses Geländers, welche die Aussicht nach der Brücke Notre-Dame hat.

Quasimodo schlich sich leise hinter ihn, um zu sehen, wohin er so scharf blickte. Die Aufmerksamkeit des Priesters schien durch einen andern Gegenstand so in Anspruch genommen zu sein, daß er den Tauben nicht neben sich gehen hörte.

Paris, und vorzüglich das damalige Paris, bietet von der Spitze der Thürme von Notre-Dame in der Morgendämmerung gesehen ein prachtvolles Schauspiel dar. Es war gerade im Monat Julius. Der Himmel war vollkommen heiter. Einige verspätete Sterne verblichen nach und nach, und ein sehr glänzender Stern stand gerade an der hellsten Stelle des östlichen Himmels. Die Sonne war im Begriff zum Vorschein zu kommen. Paris fing an Leben zu bekommen. Der riesenhafte Schatten der Thürme ging von Dach zu Dach, von einem Ende der Stadt bis zum andern. In einigen Quartieren der Stadt hörte man schon Geräusch. Hier hörte man einen Glockenschlag, dort einen Hammerschlag, dort das Geräusch eines in Bewegung befindlichen Karrens. Schon stiegen hie und da einige Rauchwolken auf. Der Strom, dessen Wasser von so vielen Brückenbogen zerschnitten war, war mit silberweißen Nebelwolken umflort. Rings um die Stadt, außerhalb der Wälle, verlor sich das Auge in einem großen Kreis von flockigen Dünsten, aus welchem einzelne Gegenstände undeutlich hervortraten.

Auf dem Vorhofe der Kirche zeigten sich einige Weiber, welche ihren Milchtopf in der Hand hielten, mit Erstaunen den sonderbaren

Zustand der großen Thür der Kirche und zwei große, zwischen den Spalten der Sandsteine erstarrte Ströme Blei's. Dies war Alles, was von dem nächtlichen Lärm noch übrig war. — Der von Quasimodo angezündete Scheiterhaufen zwischen den Thürmen war erloschen. Tristan hatte schon den Platz reinigen und die Todten in die Seine werfen lassen.

Außerhalb der Balustrade des Thurms, gerade unter dem Punkte, wo der Priester stand, war eine von jenen phantastisch ausgehauenen Dachrinnen, welche die alten gothischen Gebäude zieren, und in einer Spalte derselben standen zwei blühende Levkoyen, welche der frische Morgenwind hin und her bewegte. Ueber den Thürmen, in der Höhe der Luft hörte man das Gezwitscher der kleinen Vögel.

Aber der Priester hörte und sah nichts von allem diesem. Er gehörte zu den Menschen, für welche es keine Morgen, keine Vögel, keine Blumen gibt. In diesem ungeheuren Gesichtskreise, welcher rings um ihn so viel Ansichten gewährte, war seine Betrachtung auf einen Punkt gefesselt.

Quasimodo brannte vor Verlangen, ihn zu fragen, was er mit der Zigeunerin angefangen habe; aber der Archidiaconus schien in diesem

Augenblicke außerhalb der Welt zu sein. Er befand sich offenbar in einem der Augenblicke des Lebens, wo man nichts davon merken würde, wenn die Erde zusammenbräche. Die Augen starr auf einen und denselben Punkt geheftet, blieb er unbeweglich und schweigend, und dieses Schweigen, sowie seine Unbeweglichkeit hatten etwas so Furchtbares, daß der wilde Pulsant davor zurückbebte und ihn nicht zu stören wagte. Er folgte der Richtung, nach welcher Jener hinsah, und da fielen die Augen des Unglücklichen gerade auf den Greve-Platz.

So sah er also, was der Priester betrachtete. Die Leiter war an dem Galgen in die Höhe gerichtet. Es stand einiges Volk auf dem Platze und viele Soldaten. Ein Mensch schleppte auf dem Boden etwas Weißes fort, an welchem etwas Schwarzes hing. Dieser Mensch blieb unter dem Galgen stehen. Hier ereignete sich Etwas, das Quasimodo nicht genau sehen konnte. Nicht etwa, weil sein einziges Auge nicht so weit hätte sehen können; sondern es stand ein Haufen Soldaten im Wege. Ueberdies ging in diesem Augenblicke die Sonne auf und alle hervorstehenden Spitzen von Paris schienen in Brand zu gerathen.

Unterdessen schickte sich der Mensch an, die

Leiter zu ersteigen. Da sah ihn Quasimodo ganz deutlich. Er trug ein Frauenzimmer auf seiner Schulter, ein junges, weiß gekleidetes Mädchen, mit einer Schlinge um den Hals. Quasimodo erkannte sie. Sie war es.

So gelangte der Mensch auf die Spitze der Leiter. Da machte er die Schlinge fest. Hier legte sich der Archidiaconus, um besser zu sehen, auf die Knie.

Plötzlich stieß Jener mit dem Fuße die Leiter weg, und Quasimodo, welcher seit einigen Augenblicken nicht mehr athmete, sah am Ende des Stricks, zwei bis drei Toisen über der Erde, das unglückliche Mädchen schwanken, auf dessen Schulter der Mann mit seinen Füßen getreten war. Der Strick drehte sich mehrmals um sich selbst herum, und Quasimodo sah, wie der Körper der Zigeunerin zuckte. Der Priester seinerseits betrachtete mit ausgestrecktem Hals und mit aus dem Kopfe heraustretenden Augen diese furchtbare Gruppe.

In dem schrecklichsten Augenblicke trat ein Satanslächeln auf das scheußliche Gesicht des Priesters. Quasimodo hörte es nicht, aber er sah es. Er trat einige Schritte hinter den Archidiaconus zurück, und indem er sich mit Wuth plötzlich auf ihn stürzte, stieß er ihn mit seinen

oeiden plumpen Händen in den Abgrund, über welchen Claude sich hinabgebogen hatte.

Der Priester schrie: »Verflucht!« und fiel hinab.

Die Dachrinne, über welcher er sich befand, hielt ihn in seinem Falle auf. Er klammerte sich mit seinen Händen daran fest, und in dem Augenblicke, wo er den Mund zu einem zweiten Schrei öffnen wollte, sah er über den Rand des Geländers über seinem Kopfe die furchtbare und rächende Gestalt Quasimodo's hervortreten. Da schwieg er.

Der Abgrund befand sich unter ihm, eine Tiefe von mehr als 200 Fuß, und unten das Straßenpflaster. In dieser schrecklichen Lage sagte der Archidiaconus kein Wort, stieß keinen Seufzer aus. Nur rang er mit aller Anstrengung, sich wieder in die Höhe zu heben; aber seine Hände hatten auf dem Granit keinen Halt, seine Füße streiften die geschwärzte Mauer, ohne einen Stützpunkt zu finden. Wer die Thürme von Notre-Dame bestiegen hat, wird sich erinnern, daß unmittelbar unter dem Geländer eine Ausbrechung von Stein vorhanden ist. Auf dieser hervorspringenden Ecke mühte sich der elende Archidiaconus ab. Er hatte es mit kei-

ner senkrechten Mauer zu thun, sondern mit einer Mauer, die unter ihm wegglitt.

Quasimodo hätte, um ihn zu retten, nur nöthig gehabt, die Hand ihm zu reichen; aber er sah ihn gar nicht einmal an. Er sah nach dem Greve-Platz. Er sah nach dem Galgen und nach der Zigeunerin. Er hatte sich mit seinen Ellbogen auf das Geländer gestützt, da wo der Archidiaconus kurz vorher gestanden hatte, und hier wandte er seinen Blick nicht ab von dem einzigen Gegenstande, welcher für ihn jetzt in der Welt war; er stand starr und stumm wie ein vom Schlage gerührter Mensch, und ein langer Strom von Thränen rollte aus diesem Auge herab, welches bis dahin nur eine einzige Thräne vergossen hatte.

Unterdessen keuchte der Archidiaconus. Auf seiner kahlen Stirn stand der Schweiß, seine Nägel bluteten auf dem Steine, seine Knien schunden sich ab an der Mauer. Er hörte, wie sein Priesterrock, der an der Dachrinne festhing, mit jeder Erschütterung immer weiter riß. Zum Unglücke endigte sich diese Dachrinne in eine bleierne Röhre, welche sich unter dem Gewichte seines Körpers bog. Er fühlte es, wie sie immer mehr nachgab. Der Unglückliche sagte es sich selbst, daß, wenn seine Hände von der An-

strengung ermattet, sein Gewand zerrissen und das Blei abgebogen wäre, er fallen müßte, und der Schrecken schüttelte ihn am ganzen Körper. Bisweilen betrachtete er mit irrem Blicke eine Art von enger Fläche, welche ungefähr 10 Fuß tiefer einige Skulpturen bildeten, und er bat den Himmel im Grunde seines Herzens, daß es ihm möchte vergönnt sein, sein Leben auf diesem Raume von zwei Fuß ins Geviert zu beschließen, sollte es auch noch hundert Jahre währen. Einmal sah er unter sich hinab auf den Platz, in den Abgrund; aber schnell hob er seinen Kopf wieder in die Höhe, schloß seine Augen und alle Haare standen ihm zu Berge.

Das Schweigen dieser beiden Menschen war etwas Schreckliches. Während der Archidiaconus einige Fuß tiefer auf diese schreckliche Art mit dem Tode rang, weinte Quasimodo und sah nach dem Greve-Platze hin.

Als der Archidiaconus sah, daß alle seine Anstrengungen nur dazu dienten, den schwachen Stützpunkt, welcher ihm übrig blieb, zu erschüttern, faßte er den Entschluß, sich nicht mehr zu bewegen. So saß er da, hielt die Dachrinne umfaßt, athmete kaum und rührte sich nicht. Seine starren Augen waren auf eine krankhafte Weise geöffnet. Nach und nach indessen verlor

er an Raum, seine Finger glitschten an der Dachrinne, er fühlte immer mehr die Schwäche seiner Arme und die Schwere seines Körpers. Die Bleikrümmung, welche ihn unterstützte, neigte sich in jedem Augenblick um eine Linie nach dem Abgrunde hin. Er sah unter sich, ein schrecklicher Anblick! das Dach von St. Jean-le-Rond, so klein wie ein zusammengefaltetes Kartenblatt. Er sah ein nach einander die gefühllosen Bildnerarbeiten des Thurms an, welche wie er über dem Abgrunde schwebten. Alles um ihn herum war von Stein: vor seinen Augen die Ungeheuer mit offenem Rachen; unter ihm, ganz auf dem Boden des Platzes, das Straßenpflaster; über seinem Haupte der weinende Quasimodo.

Auf dem Vorhofe standen einige Gruppen Neugieriger, welche sich die Köpfe zerbrachen, um zu errathen, wer der Wahnsinnige sein möchte, der sich auf eine so seltsame Weise ergötzte. Der Priester hörte, wie sie zu einander sagten: »Aber er wird den Hals brechen.«

Quasimodo weinte.

Endlich sah der vor Wuth und Entsetzen schäumende Priester ein, daß Alles vergeblich war. Er sammelte jedoch alle ihm noch übrige Kraft zu einer letzten Anstrengung. Er machte

sich auf der Dachrinne steif, klammerte sich mit den Händen an eine Spalte der Steine, und es gelang ihm vielleicht, mit einem Fuße einen Haltpunkt zu finden; aber diese Bewegung bog plötzlich den bleiernen Schnabel der Dachrinne ab, auf welchen er sich stemmte. Zugleich riß sein Priestergewand ganz auseinander. Als er so Alles unter sich weichen fühlte und nur noch mit den starren und kraftlos gewordenen Händen sich festhalten konnte, schloß der Unglückliche die Augen und ließ die Dachrinne fahren. Er fiel. — Quasimodo sah ihn fallen.

Ein Sturz von einer solchen Höhe herab erfolgt selten in perpendiculärer Richtung. Der Archidiaconus fiel erst mit herabhängendem Kopfe und ausgestreckten Armen; darauf drehte er sich mehrmals im Falle um; der Wind trieb ihn auf das Dach eines Hauses, wo der Unglückliche anfing, zerschmettert zu werden. Jedoch war er noch nicht todt, als er darauf hinabfiel. Der Pulsant sah, wie er noch einmal es versuchte, sich am Giebel mit den Nägeln festzuhalten; aber die Ebene war zu schief und er hatte keine Kraft mehr. Er rutschte schnell über das Dach, wie ein losgerissener Ziegelstein, und fiel auf das Straßenpflaster nieder. Da rührte er sich nicht mehr.

Quasimodo richtete darauf sein Auge auf die Zigeunerin, deren Körper er am Galgen hängen sah; dann schlug er es wieder auf den Archidiaconus nieder, welcher am Fuße des Thurmes ausgestreckt lag, ohne irgend eine Aehnlichkeit von einem menschlichen Wesen zu verrathen, und sagte mit einem Schluchzen, das aus der Tiefe seiner Brust hervordrang: »Ach! Alles was ich geliebt habe!«

III.

Phöbus Hochzeit.

Am Abend dieses Tages, als die Gerichtsbeamten des Bischofs den zerschmetterten Leichnam des Archidiaconus vom Vorhofe der Kirche wegholten, war Quasimodo aus Notre-Dame verschwunden.

Ueber diese Geschichte liefen viele Gerüchte herum. Man zweifelte nicht daran, daß nun der Tag gekommen wäre, wo nach dem Vertrage Quasimodo, d. h. der Teufel, Claude Frollo, d. h. den Hexenmeister, hätte entführen sollen. Man nahm an, daß er seinen Körper zerschmettert habe, indem er sich seiner Seele bemächtigte, wie die Affen die Schale zerbrechen, um den Kern zu fressen. Deshalb wurde

der Archidiaconus nicht in geweihter Erde begraben.

Ludwig XI. starb das Jahr darauf, im August 1483.

Was Peter Gringoire betrifft, so gelang es ihm, die Ziege zu retten; und er machte Glück mit Tragödiendichten.

Phöbus von Chanteaupers nahm auch ein tragisches Ende; er verheirathete sich.

VI.

Quasimodo's Hochzeit.

Wir haben eben erwähnt, daß Quasimodo aus Notre-Dame an dem Todestage der Zigeunerin und des Archidiaconus verschwunden war. Man sah ihn in der That nicht wieder, und wußte nicht, was aus ihm geworden war.

In der Nacht, welcher auf die Hinrichtung der Esmeralda folgte, hatten die Henkersknechte ihren Leichnam vom Galgen losgebunden, und ihn, dem Gebrauche gemäß, in den Keller von Montfaucon getragen.

Montfaucon war, wie Sauval sagt, »der älteste und prächtigste Galgen des Königreichs.« Zwischen den Vorstädten du Temple und Saint-Martin, ungefähr 160 Toisen von den Mauern

von Paris, einige Armbrustschüsse von la Courtille entfernt, sah man auf dem Gipfel einer sanften Anhöhe, welche hoch genug war, um einige Meilen weit in die Runde gesehen zu werden, ein Gebäude von seltsamer Gestalt, welches ziemlich einem alten celtischen Tempel glich, in welchem Menschenopfer dargebracht wurden.

Man denke sich auf dem Gipfel eines Kalkhaufens ein großes gemauertes Parallelopipedum, 15 Fuß hoch, 30 Fuß tief und 40 Fuß lang, mit einer Thür, einem äußern Treppengeländer und einer Plateform; auf diesem Plateform 16 ungeheure Pfeiler von unbehauenen Steinen, von einer Höhe von 30 Fuß, welche wie Säulen rings um drei Seiten des ungeheuern massiven Gebäudes standen und oben mit einander durch starke Balken verbunden waren, von denen in bestimmten Zwischenräumen Ketten herabhingen; an allen diesen Ketten hingen Gerippe; in der Nähe in der Ebene ein eisernes Kreuz und zwei Galgen, welche gleichsam als Schößlinge des mittleren Gebäudes erschienen; über diesem Allen beständig eine Wolke von Raubvögeln schwebend, und man hat Montfaucon.

Gegen das Ende des 15ten Jahrhunderts war der furchtbare Galgen, welcher sich vom Jahre 1328 herdatirte, schon verfallen; die Bal-

ken waren wurmstichig, die Ketten verrostet, die Pfeiler mit Moos bedeckt; die Steinlagen waren in ihren Fugen schon auseinander gegangen, und das Gras wucherte auf der Plateform, wo kein menschlicher Fuß hinkam. Dieses Denkmal bildete ein schreckliches Profil, vorzüglich des Nachts, wenn der Mond auf diese bleichen Schädel schien, oder wenn der Nachtsturm diese Ketten und Gerippe zusammenschlug, und Alles im Dunkel in Bewegung setzte. Die Gegenwart dieses Galgens reichte hin, um die ganze Umgegend zu veröden.

Das massive Gebäude, welches dem Ganzen als Basis diente, war hohl. Man hatte dort einen ungeheuern Keller angelegt, der mit einem alten eisernen Gitter verschlossen war, wohinein man nicht allein die menschlichen Ueberreste warf, welche von den Ketten Montfaucons herabgefallen waren, sondern auch die Leichname aller der Unglücklichen, welche an den übrigen Galgen von Paris hingerichtet waren.

Was nun das geheimnißvolle Verschwinden Quasimodo's betrifft, so ist Folgendes Alles, was wir davon haben entdecken können.

Ungefähr 2 oder 1½ Jahre nach den Begebenheiten, womit die gegenwärtige Geschichte

schloß, als man in dem Keller von Montfaucon den Leichnam Oliviers-le-Daim aufsuchen wollte, welcher zwei Tage vorher gehangen war, und welchem Karl VIII. die Gnade bewilligte, zu Saint-Laurent in besserer Gesellschaft begraben zu werden, fand man unter diesen scheußlichen Gerippen zwei Skelette, von welchen das eine das andere auf eine sonderbare Art umarmt hielt. Das eine von diesen beiden Gerippen, welches einem Weibe angehörte, hatte noch einige Fetzen von einem Gewande an sich, welches weiß gewesen war, und man sah um seinen Hals ein Halsband von Aderzarah-Körnern mit einem kleinen seidenen Säckchen, das mit grünen Steinen geschmückt, aber offen und leer war. Diese Dinge hatten so wenig Werth, daß der Henker offenbar kein Verlangen darnach getragen hatte. Das andere, welches dieses fest umarmt hielt, war ein männliches Gerippe. Man bemerkte, daß sein Rückgraht gebogen war, daß sein Kopf zwischen den Schulterblättern stak, und daß das eine Bein kürzer war, als das andere. Man fand außerdem im Genick keinen Bruch der Wirbelbeine, und es lag am Tage, daß es keinem Gehenkten angehörte. Der Mann, welchem es angehört hatte,

war also hierher gekommen, und war darauf gestorben. Als man das Gerippe von dem, welches es umfaßt hielt, losmachen wollte, fiel es in Staub zusammen.

Ende des dritten und letzten Bandes.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-11920154153-172154081-11/fragment/page=0306

Dl 3724

(1-3)

ULB Halle
003 749 55X
3

Sb.

Paul Friedrich
Buchbindermeister
Merseburg
Wilh.-Liebknecht-Str. 8

Die

Kirche Notre-Dame

zu Paris.

Historisch-romantische Erzählung

von

Victor Hugo.

Nach

der vierten französischen Original-Ausgabe übersetzt

von

Theodor Weis.

Dritter Band.

Quedlinburg und Leipzig.

Druck und Verlag von Gottfr. Basse.

1831.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-11920154153-172154081-11/fragment/page=0311